

Am heiligen Quell Deutscher Kraft

Ludendorff's

Halbmonatschrift

Inhalt dieser Folge:

Eine christliche Einheitkirche wird zwangsläufig „Sekte“ sein. Von Dr. M. Ludendorff	263
Baratellus und der römische Papst. Von W. v. Josch	267
Theodor Storm - Wahrheitsucher und Kämpfer. Von Fritz Rehbein	272
Die Welt zwischen den Geldklippen. Von Hans Schumann	277
Die Genfer Uhr ist abgelaufen. Von Walter Löhde	280
Komplikationen um Konzessionen. Von Franz Rose	285

Die Hand der übernationalen Mächte: Das unbefannte Volk - Der Weg Roms nach Osten - Aus anderen Blättern - Scheinwerfer leuchten! - Was eine Deutsche in Riga's Schreckenzeit erlebte - Eigenartige Heiligenverehrung - Sonderbare Judenmission eines ungarischen Bischofs - Buchbesprechungen - Roman: „Das Meistererbe“

In den Auflagen dieser Folge sind erwähnt:

Dr. Mathilde Lubendorff:

Erlösung von Jesu Christo

Halbleinen 4.- RM., ungefärbte Volksausgabe 2.- RM., 372 Seiten, 48. bis 52. Tausend, 1938

E. u. M. Lubendorff:

Die Judenmacht - ihr Wesen und Ende (erscheint etwa Ende Juli)

Ganzleinen 10,50 RM., 456 Seiten Text und 40 Bildtafeln, 1939

Das große Entsetzen - die Bibel nicht Gottes Wort!

geh. -30 RM., 36 Seiten mit farb. Umschlag, 281.-290. Tausend, 1939

Dr. Mathilde Lubendorff:

Bekennnis der protestantischen Kirche zum römischen Katholizismus

geh. -15 RM., 10 St. 1.30 RM., 50 St. 6.- RM., 100 St. 10.- RM., 61.-80. Tausend, 1937

Man lese ferner:

General Lubendorff:

Abgeblüht!

Antworten auf Theologengestammel über „Das große Entsetzen“, geh. -70 RM., 76 Seiten, 21.-30. Tausend, 1937

Walter Löhde:

Die ersten Christen im Urteil ihrer Zeitgenossen

Bearbeitet nach der Schrift des R. v. d. Mm

geh. -90 RM., 76 Seiten mit farb. Schuumschlag, 11.-15. Tausend

Der Papst amüsiert sich

Halbln. 2,85 RM., 176 Seiten mit 16 Bildtafeln, 23.-27. Tausend, 1939

Landgerichtsrat Prothmann:

Glaubensstrafrecht oder Seelenschuß

geh. 2,40 RM., 192 Seiten, 1937

Ernst Schulz:

Der Trug vom Sinai

geh. 2.- RM., 112 Seiten, 9. u. 10. Tausend, 1936

Neuerscheinung:

Im ersten Drittel des Juli gelangt zur Auslieferung die hochinteressante Schrift von

Dr. W. Matthießen:

Der zurückbeschnittene Moses

geh. -60 RM., 48 Seiten, mit farb. Umschlag

Su beziehen durch den gef. Buchhandel
Bestellungen nehmen auch die Buch-

Lubendorffs Verlag



und die Lubendorff-Buchhandlungen
Vertreter unseres Verlages entgegen

G. m. b. H., München 19

Postcheckkonto München 3407, Postsparkassenkonto Wien D 129 986

**Die nächste Folge (8./10. Jahr) „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft“
erscheint am Freitag, dem 14. 7. 1939**

„Am Heiligen Quell Deutscher Kraft“ erscheint an jedem zweiten Freitag und ist zum Monats-
Bezugspreise von -60 RM. zuzügl. 4 Pfg. Zustellgebühr durch die Post, zum Vierteljahres-
Bezugspreise von 2,10 RM. einchl. 30 Pfg. Postgeld durch Streifenband beziehbar. Einzelpreis
-40 RM. Der Pflichteindruck befindet sich auf der letzten Textseite. Printed in Germany.

Am Heiligen Quell Deutscher Kraft

Ludendorffs Halbmonatschrift.

Folge 7

10. Jahrgang

30. 6. 39

Inhaltsangabe: Dr. Mathilde Ludendorff: Eine christliche Einheitkirche wird zwangsläufig „Sekte“ sein / W. v. Josch: Paracelsus und der römische Papst / Fritz Nebbein: Theodor Störm - Wahrheitssucher und Kämpfer / Hans Schumann: Wird die Welt zwischen den Geldklippen scheitern? / Walter Löhde: Die Genfer Uhr ist abgelaufen / Franz Rofe: Komplikationen um KonzeSSIONen / Die Hand der überstaatlichen Mächte: Das unbekannte Volk - Der Weg Roms nach Osten / Aus anderen Blättern / Scheinwerfer leuchten!: Was eine Deutsche in Rigas Schwedenszeit erlebte - Der RGB Kindergarten - Sonderbare Judenmission eines ungarischen Bischofs - Eigenartige Heiligenverehrung / Buchbesprechungen / Roman: „Das Priestererbe“ / Diese Folge wurde am 21. 6. 1939 abgeschlossen.

Eine christliche Einheitkirche

wird zwangsläufig „Sekte“ sein

Von Dr. Mathilde Ludendorff

Vor mehr als 15 Jahren habe ich einer Aufforderung, zwei Vorträge auf einer Erziehungstagung in der Universitäts in Genf zu halten, Folge geleistet, hoffte ich doch für Deutschland und gegen die Hezefügen viel dort tun zu können, eine Hoffnung, die sich reichlich erfüllte. Leicht war es nicht, sich unter die Vertreter der anderen Nationen zu setzen, aber wirksam war, was man ihnen vorhalten konnte!

Es gab aber auch ungewollten Humor bei dieser zum Teil recht possierlichen Jurtschau-stellung vermeintlich großer Pädagogen und Philosophen der Welt, der entschädigt hat. So saß die ganze Schar der Teilnehmer zum Beispiel eines Nachmittags in dem Garten des Palastes jener jüdischen Gründung, des „Völkerbundes“, und sollte sich in Gesprächen bei Tee und Kuchen nähern. Ich saß unter den Philosophen, die meist noch weit seltsamer ausahen als die Gedanken und Erleuchtungen, die sie vorbrachten. Unter ihnen war ein treuherziger und gutmütig dreinschauender Perser, der uns in französischer Sprache vortrug, daß er Religiongründer sei, und zwar Gründer einer Einheitreligion für „die ganze Menschheit“. Er erzählte, er habe sich bezüglich der Lehre sehr beschränkt, damit alle Menschen auch wirklich sich in dieser Einheitreligion wohl fühlen könnten. Da er im Gegensatz zu allen anderen einfach und ohne Eitelkeit schien, so begann ich etwa folgendes Gespräch: „Wenn Sie sich bezüglich der Lehre sehr beschränkt haben, so hat das auch noch einen anderen Vorteil. Es ist ja fast alles Dertum, was die Religionen lehren. Wenn Dertum wegfällt, ist das sicher kein Schaden! Wie sind Sie mit Ihren Erfolgen zufrieden?“ - „O, nicht so sehr zufrieden, bei vielen stoße ich trotz aller Beschränkung auf Widerstand!“ - „Wie heißt denn Ihre Lehre?“ - „Alle Menschen sind Brüder, sie sollen einander lieben, wie Gott sie liebt!“ - „Ich mache Ihnen einen Vorschlag, der sicher den Widerstand vieler Menschen überwindet. Lassen Sie die beiden Behauptungen und das aus ihnen abgeleitete Gebot



auch noch weg und geben Sie - ich will nicht höhnen, sondern meine es ernst - statt dessen nur einen Punkt als Lehre. Sie können das andere getrost weglassen, denn es ist nachweislich Dreck. Nur um Tatsachen oder um einen Punkt als Lehre können sich alle Völker einen!" -

An diesen persischen Religiongründer und seine Mißerfolge muß ich immer wieder denken, wenn ich alle den - oft etwas zelotischen - Eifer derer sehe, die heute eine christliche Einheitkirche für ganz Großdeutschland gründen möchten. Nicht als ob ihre Lage ebenso leicht wäre, wie die des Religiongründers! Denn er wollte ja eigentlich nichts anderes als allen Weltreligionen, die sich an eine „Menschheit“ wenden, die nichts von einer einem Volke eingeborenen Eigenart des Gotterlebens wissen wollen, die wenigen Sätze entnehmen, die in ihnen allen gleich oder ähnlich lauten, und hoffte dann, damit eine ganze Menschheit zu gewinnen. Da er dabei aber als neuer Religiongründer auftrat, so hastete ihm auch nicht die geringste Verpflichtung an den Gehlen, die „heiligen Schriften“ dieser verschiedenen Weltreligionen selbst wichtig zu nehmen, ja, sich in der Lehre an deren gesamten Inhalt zu halten!

Ganz anders aber sind jene Menschen daran, die in der innigen Sehnsucht, das Deutsche Volk von seiner Zerrissenheit in christliche große Sekten, die Konfessionen, und Hunderte von christlichen kleinen Sekten zu befreien, eine christliche Einheitkirche schaffen wollen, in denen sich die Christen all dieser großen und kleinen Sekten wohlfühlen können. Alle, die das Christentum als unvereinbar mit ihrer germanischen ererbten Eigenart des Gotterlebens, und jene, die es darüber hinaus noch als unvereinbar mit ihrer Deutschen Gotterkenntnis und zudem noch jede Priesterschaft und jeden Kult in Gotteshäusern als ernsteste Gefahr für ein freies Volk ablehnen, wollen sie mit einem sanften zelotischen Druck zur Einsicht, „solange es Zeit ist“, mahnen (siehe Folge 3: „Geben Sie nach, oder ...!“). Es ist das Ziel der „Namenlosen“, der „esoterischen“ christlichen Geheimtrübe, alle Deutschen, die heute im nationalsozialistischen Staate leben, unter ihre „kommunistisch christliche“ Geheimleitung zu bekommen. Das ahnen jene begeistertsten Christen gar nicht und wissen daher auch nicht, daß ihr Hinwirken auf eine christliche Einheitkirche von den Zielen der „kommunistisch christlichen Geheimorden“ gar sehr ausgenützt werden möchte!

Gerade wegen der völligen Ahnungslosigkeit, daß jene Geheimbestrebungen esoterischer „kommunistisch christlicher“ Bruderschaften bestehen, würden wohl alle jene treuerherzigen Förderer des Gedankens einer Einheitkirche solche Tatsache erst in dem Augenblick glauben, in dem man sie selbst in einen solchen Geheimorden aufnahm. Daher ist es besser, sie nur von ernststen Tatsachen zu überzeugen, den Tatsachen nämlich, daß ihr Plan ein Totgeburt ist, und daß jede christliche Einheitkirche zwangsläufig gar nichts anderes sein kann als alle christlichen Kirchen, die schon bestehen, nämlich „Sekte“ des Christentums. Ganz gewiß würde sie nicht eine jener Hunderte von christlichen kleinen Sekten, sondern wohl eine große Sekte wie Protestantismus, Katholizismus, griechisch-orthodoxe Kirche werden, aber eine Einheit, die alle Einwohner Großdeutschlands überzeugt in sich vereinte, könnte sie niemals werden, erst recht niemals eine Kirche, die alle Christen umfaßte, ja, sie würde die angreifbarste aller christlichen Sekten sein!

Wie ich schon in jener genannten Abhandlung nachwies, würden in Deutschland, selbst wenn die Sehnsucht mancher Zeloten, nämlich Gewaltanwendung gegen die Widerstrebenden, an Stelle des Grundsatzes des Führers, des Toleranzgrundsatzes Friedrich des Großen (s. Folge 3, Seite 100) je treten könnte, Millionen gläubiger Protestanten und Katholiken, desgleichen zahllose Christen der kleinen christlichen Sekten bei ihren Dogmen verharren. Viele Hunderttausende von Antichristen würden zudem dieser Einheitkirche nicht ihre Überzeugung opfern. So wäre sie also selbst inner-

halb Deutschlands ebensowenig allherrschend. Dabel würde sie in einer unendlich schwierigeren Lage sein!

Das Christentum hat eine Bibel, ein „Wort Gottes“, als Grundlage seiner Lehre; und in ihr einen Bericht von vier Evangelisten über Jesus von Nazareth aus dem Stamme Davids, von dem gemeldet wird, daß er das alte Testament als unantastbares Gotteswort, die fünf Bücher Moses als das auf den Buchstaben zu erfüllende Gesetz klar bezeichnet habe. Es könnte, so sollte man wähnen, eigentlich gar keine christlichen Sekten geben, sondern nur Christen, die sich treu an die Bibel halten!

Aber, wie ich es in dem Werke „Erlösung von Jesu Christo“ schon zeigte und wie es durch die Schrift „Das große Entsetzen - Die Bibel nicht Gottes Wort!“ vom Feldherrn und mir eingehend bewiesen ist, ist diese Bibel von den zbeliebigen Juden, die sie schrieben, in ihrem Inhalte so widerspruchsvoll zusammengestellt worden, daß ein Mensch, der sich bejahend zur ganzen Bibel stellt, sich Tausende von Malen selbst widersprechen müßte, weil seine Lehre sich eben so oft widerspricht! Darauf aber möchten die meisten Christen lieber verzichten, greifen Lehren heraus, beachten andere Teile des „Gottes Wortes“ nicht, als seien sie nicht vorhanden, und so kommt es, daß es statt der vielen Hundert auch Tausende von einander widersprechenden christlichen Sekten geben könnte, die sich alle auf Bibelworte berufen könnten, aber kein einheitliches Christentum zustandegekommen ist.

Doch so sehr sich die Bibel in ihrem Inhalte widerspricht, in manchen Punkten widerspricht sie sich nicht, nämlich in allen, die dem jüdischen Volke und seinen Welt-herrschaftszielen wichtig sind! Klar und deutlich wird z. B. in der ganzen Bibel immer wieder betont, daß die Juden das auserwählte Volk der Erde sind, mit dem Gott besondere, es bevorzugende Bündnisse schloß, in denen er ihm die Herrschaft über alle Völker und deren Besitz verheißt. Klar und eindeutig steht ferner in beiden Testamen-ten auch die Verachtung allen anderen Rassen gegenüber zu lesen, die nur, wie Paulus betont, durch Christi Tod, falls sie an Christum glauben, in wesentliche Rechte der christgläubigen Juden aufrücken.

Auch von dem Juden Jesus von Nazareth werden die Worte schlimmster Rasse-verhöhnung in seinem Gespräche mit der Samariterin berichtet - (Matthäus 15, 25-27):

„Sie aber kam und warf sich vor ihm nieder und sprach: Herr, hilf mir! Er aber antwortete und sprach: Es ist nicht schön, das Brot der Kinder zu nehmen und den Hunden hinzuworfen. Sie aber sprach: Ja, Herr; doch es essen ja auch die Hündlein von den Brotsamen, die von dem Tische ihrer Herren fallen.“

Darauf sagt nun Jesus nicht: „O Weib, du hast deine Rasse, hast dein eigenes Blut, hast deinen Menschenstolz mit Füßen getreten, schäme dich“, sondern er sagt: „O Weib, dein Glaube ist groß!“ In meinem Werke „Erlösung von Jesu Christo“ und in dem Werke „Judenmacht, ihr Wesen und Ende“ von Erich und Mathilde Ludendorff kann der eingehendere Erweis nachgelesen werden, daß diese an inneren Widersprüchen reiche Bibel in einem völlig eindeutig ist, nämlich in der jüdisch-völkischen Rasseüber-hebung und der Rasseverachtung allen anderen Rassen gegenüber.

Run wollen aber die Gründer einer christlichen Einheitkirche das Christentum als die dem rasseerwachten Deutschen Volke arttägige „heldische Religion“ lehren und „Rassstolz und“ „Wohnenbrung“ sollen dort ihrer „Pflege gewiß“ sein. So sehen wir sie denn in der eigenartigen Lage, daß sie die einzige christliche Sekte sind, die sich ganz und gar nicht auf die Bibel selbst beziehen kann, weil die Bibel sich im Punkte der Pflege jüdisch-völkischen Rassedünkels und jüdisch-völkischer Verachtung aller anderen Rassen ganz klar und widerspruchsvoll in einer Linie hält. Wenn Jesus einmal wider die Pharisäer wettet, so sind seine Worte sehr milde im Vergleich zu den Beschimp-fungen jüdischer Sekten untereinander, wenn er selbst (falls sein Leben und Lebens-

schicksal eine Tatsache war, was bekanntlich historisch recht gründlich widerlegt werden konnte), als unwillkommener jüdischer Sektierer von Juden verurteilt, dem römischen Landpfleger ausgeliefert worden sein sollte, so hätte er nur das Schicksal vieler für die jüdischen Gebote begeisterter aber im Sektierestreit stehender, von Juden zu Tode gesteinigter Juden geteilt.

Es läßt sich also nicht bestreiten, daß die geplante christliche Einheitskirche aus dem christlichen „Gotteswort“ der Bibel sehr leicht und ganz gründlich widerlegt werden könnte, weit leichter noch als jede andere christliche große oder kleine Sekte, denn hier kann die Bibel an beliebigen Stellen aufgeschlagen werden und gibt den schon bestehenden großen Sekten, den Konfessionen, alle Möglichkeit in die Hand, in einem kommenden Jahrhundert, wenn nicht schon früher, zu beweisen, daß die christliche Kirche, die ein ortgemäß lebendes rassistisches Deutsches Volk bejahen will, „antichristlich“, weil antibiblich, ist!

So wird also die geplante Einheitskirche vom ersten Tage ab von all den vielen christlichen Sekten diejenige sein, die am angreifbarsten ist und bleibt! Millionen wird sie, wie ich schon sagte, überhaupt nicht überzeugen, Millionen, die sie zunächst überzeugt, werden aus genanntem Grunde sehr leicht zu überzeugen sein, daß die Bibel keine Deutsche Masseneigenart, noch weniger Deutschen Rassistolzes gepflegt haben will! Also wird diese Kirche, die vom ersten Augenblick an sogar in Deutschland Sekte wäre, in wenigen Geschlechterfolgen allzuleicht als antibiblich erweisbar wieder zerfallen.

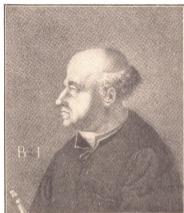
Doch sehen wir davon ab, so wird sie schon um deswillen Sekte, das heißt Abspaltung sein, weil es eben schon hunderte von christlichen Sekten gibt, die sich alle mit Erfolg auf das gleiche maßgebende Buch, die Bibel, berufen. Sie ist in ihrer Uneinheitslichkeit, in ihren abertausend inneren Widersprüchen, in den unzähligen Irrtümern, die längst durch Forschung widerlegt sind, in ihren unüberbrückbaren Gegensätzen ihrer Behauptung zur Wirklichkeit das völlige Gegenteil der klaren, innerlich einheitlichen, nirgends mit sich selbst, mit der Forschung und der Wirklichkeit im Widerspruch stehenden Deutschen Götterkenntnis.

Während die christliche Lehre dank aller genannten Widersprüche geradezu zur Bildung abertausender von christlichen Sekten auffordert, so macht die einheitliche, nirgends Widersprüche enthaltende, durch unantastbare logische Schlussfolgerungen aus unantastbaren Erkenntnissen aufgebaute Deutsche Götterkenntnis eine Sektenbildung völlig unmöglich. Man kann Deutsche Götterkenntnis nur ablehnen, und dann muß man sie ganz und gar ablehnen, oder läßt sich von ihr überzeugen. Dann können sich vielleicht andere, jüdisch fanatisierte Menschen von dem Überzeugten absondern, abspalten, weil sie diese Erkenntnis hassen, er selbst aber ist durch diese Deutsche Götterkenntnis zutiefst in der Volksgemeinschaft verwurzelt, so tief, daß die Erhaltung eigener Lebendrechte gegenüber Tyrannengelüsten christlicher Sekten der einzige, allerdings auch sehr gewichtige Grund ist, weshalb wir nach des Feldherrn weisen Räte uns unserer Ausweis der Mitgliedschaft von dem Bunde geben lassen, dem der Führer in der Unterredung vom 30. 3. 37 mit dem Feldherrn volle Rechte gab, dem „Bund Deutscher Götterkenntnis“, der überhaupt keine Organisation hat und haben will.

Ihm fällt sein bedeutsames Amt, unsere Rechte zu schützen, solange zu, als christliche Priesterkasten zwangsläufig nach dem Wesen ihrer Lehre solche Rechte bedrängen und verdrängen möchten, also solange als es im Deutschen Volke christliche Sekten gibt. Da die Annäherung solcher tyrannischen Gelüste von christlichen Priesterkasten mit jedem Zehntausend, um den die Mitglieder dieses Bundes sich mehren, abnimmt, so ist uns die Tatsache ihrer steten Wehrung dabei erfreulich. Denn uns selbst freut ja nicht die Notwendigkeit der Abwehr priesterlicher Übergriffe, sondern nur die zu jeder eben Tat bereite, für das Volk hingebend wirkende Volksgemeinschaft der Deutschen!

Wilfried v. Jofm:

Paracelsus und der römische Papst



Paracelsus

Zubereit.-Verlag Ströb

Zu den merkwürdigsten und interessantesten Erscheinungen der Reformationszeit gehört sicherlich der okkulte Magier, Alchimist und Arzt Theophrastus Bombastus Paracelsus (1493-1541). Während seines unstillen Wanderlebens, von Stadt zu Stadt ziehend, eignete er sich verschiedene Heilmethoden an und wäre heute sicher gänzlich unbekannt, wenn er nicht auf Grund seiner okkulten Schriften¹⁾ für bestimmte Kreise eine große Gegenwartbedeutung erlangt hätte. Das XX. Jahrhundert mit seiner starken Vorliebe für Okkultismus reichte Paracelsus in die asiatisch-tibetanischen Strömungen ein, deren hauptsächlichste Vertreter Rosenkreuzer, Theosophen, Anthroposophen usw. sind. Paracelsus gehörte zu den erleuchtetsten Rosenkreuzern, wie uns der asiatisch-okkulte Herr Surna-Weitzer verrät.²⁾ Okkulte Jenseitsforscher sehen in ihm einen „Eingeweihten höchsten Grades“; die Theosophen bezeichnen ihn sogar als ihren „Mahatma“.

Unter der großen Zahl seiner teils astrologischen, magischen, alchemistischen, hermetischen, kurz okkulten sowie okkult-medizinischen Schriften ist seine Auslegung einiger zu Nürnberg gefundener Bilder³⁾, die das politische Wirken des römischen Papsttums im Wandel der Zeit veranschaulichen sollen, zweifellos von besonderer Bedeutung. Die wechselvollen Schicksale des Papsttums, seine Krise⁴⁾ infolge seines allzu lasterhaften Wirkens, die starke Bedrängnis seitens seiner Gegner, aber auch sein Untergang und der seiner Gegner sowie endlich das „Auferstehen eines neuen Reiches des Papsttums“ bilden das Thema dieser 30 Holzschnitte. Da es uns nicht möglich ist, alle 30 Bilder eingehend zu besprechen, wollen wir nur einige, die besonders charakteristisch sind, näher betrachten.

In Abbildung 1 wird angedeutet, daß die Völker (hier durch den Knüppelschwingenden Kriegsmann verjinnbildlicht) sich gegen die Herrschaft des Papsttums auflehnen, sobald sie dessen Schuld an ihrer Bedrückung und Ausraubung zu erkennen beginnen. Diese Auflehnung der Völker, die Jahweh (Priesterkaste!) in ihrer ganzen Gefährlichkeit für das Weiterbestehen des Papsttums erkennt, sucht er dadurch aufzuheben, daß er sich die völkische Kraft der Abwehr selbst zunutze macht. Er sendet deshalb einen „Verkünder seines Wortes“, der dazu berufen ist, den Kampf gegen das Papsttum mit Hilfe der jungen Gegenbewegung in ein entscheidendes Stadium zu bringen. Wie Paracelsus ausdrücklich betont, „erweckt Gott die Verkünder seines Wortes nicht aus der Linie des Papstes, sondern wunderbarerweise erstehen diese stets außer-



Abbildung 1 und 2



ten gegen Deutschland zu gewinnen.) In Abbildung 2 kommt diese Politik des römischen Papstes darin zum Ausdruck, daß er dem als Adler dargestellten Reich mit einer bourbonischen Lille am unteren Ende seines Hirtenstabes den Mund stopft. Diese Betrunkenheit Rom-Judas zeigt deutlich, daß sich die römische Politik immer mehrerer Fronten bedient, um in jedem Falle als geistiger Sieger aus machtpolitischen Auseinandersetzungen an der er hervorzuzeigen!

Der schon oben erwähnte „Verkünder von Gottes (Jahwehs) Wort“ wird in dem

halb dieser Linie.“ Dadurch wird erreicht, daß die durch die schlechten Erfahrungen mit dem Papsttum mißtrauisch gewordenen Völker glauben, dieser von Jahweh berufene Verkünder seines Wortes hätte mit dem Papsttum nicht das mindeste zu tun, sondern würde infolge seiner gegenfälligen Haltung dessen Untergang herbeiführen. In diesem Glauben wurden und werden die Völker jedoch getäuscht, denn in Wirklichkeit soll ja nur mit Hilfe der erstarken neuen Strömung die „Entartung“ des Papsttums beseitigt werden, nicht aber dieses selbst. Es kann ja auch gar nicht vernichtet werden, solange das Christentum als tragende Grundlage beibehalten wird. Die von der Priesterkaste geplante Folge des Kampfes zwischen Krisenpapsttum und der jungen Gegenmacht ist der Untergang beider, der den Anbruch eines neuen „gerechten“ Reiches des Papsttums einleitet.

Zu Beginn dieses Kampfes ist das allein geistig ringende Papsttum darauf bedacht, sich einen realpolitischen Rückhalt zu sichern, den es seit jeher von Frankreich erhält. Als „Schwert Roms“ hatte Frankreich stets die Aufgabe, dem reichsfeindlichen Papsttum Hoffnung und Trost in bedrängter Lage zu gewähren, was noch vor kurzem durch die Frankreich-Politik Pius XI. seine Bestätigung fand. Die Liffieur-Reise des ehemaligen Kardinalstaatssekretäres Pacelli im Jahre 1937 bedeutete nicht nur die Betonung franzosenfreundlicher Gefühle, sondern war vor allem eine nicht mißzuverstehende Verbindung des römischen Papstes mit dem kirchensfeindlichen Volksfront-Frankreich, um für das Papsttum einen militärischen Verbündeten

folgenden Bild (Abbildung 3) als Lamm dargestellt, das durch ein aus des Papstes Mund hervorgehendes Schwert verwundet wird. Damit ist angedeutet, daß der Papst durch seine politische Propaganda den, der zur Durchführung der Vorsehung berufen wurde, „gleichsam schlachtet, mordet und verkauft.“ Auf den ersten Blick mutet dieses Verhalten des Papstes dem Lamm gegenüber seltsam an, aber in der Bibel werden wir über diesen Vorgang genau unterrichtet. Christus als Sammelpunkt aller „edsten“ Christen stellt durch sein Wirken eine ernste Gefahr für das entartende und mit der Zeit erstarrte Priestertum der Synagoge dar, weshalb er von dieser ans Kreuz geschlagen wird. Der Papst handelt also durchaus folgerichtig, wenn er Christus bekämpft, weil er dadurch die Erhaltung seiner Macht zu sichern hofft.

Die geistige Macht des Papsttums, die auf der nächsten Abbildung 4 durch die in der rechten Hand des Papstes befindlichen Schlüssel angedeutet ist, wird durch die Wahrlehre von einem Leben nach dem Tode begründet.⁹⁾ Die geistige Macht allein hätte jedoch den politischen Erfolg des Papsttums nie sichern können, sondern die endgültige Beherrschung der Völker wurde erst dadurch möglich, daß diese wirtschaftlich ausgebeutet wurden. Die wirtschaftliche Ausraubung⁷⁾ wird auf dem Bild durch das in der Linken des Papstes befindliche Schermesser verfinnbildlicht. Der Papst als Hirte seiner gläubigen Herde weidet diese nicht nur, sondern schert sie auch zu seinem Nutzen. Darüber hinaus deutet das Schermesser auch den Ritualmord an nichtjüdischen, d. h. nichtjahwehgläubigen Völkern an. Diese im großen durch Kriege, Revolutionen usw.) vollzogene Völkerschächtung dient der Erhaltung und Mehrung der priesterlichen Macht, die auf dem Bilde durch eine Krone dargestellt ist. Welche politische Bedeutung die Handhabung des Schermessers seitens des römischen Papstes hat, machen uns die Worte des Paracelsus überaus deutlich: „Denn worin besteht seine Weihe und die aller Geistlichen, als allein in dem Werk des Schermessers! Drum trägt er es bei sich, auf daß ihr wissen und erkennen sollt, daß nur das Schermesser es ist, das ihn über die anderen Menschen erhöht. Sobald er die-



Abbildung 3 und 4





Abbildung 5 und 6



fes verkert, so ist es mit seinem Spiel aus und mit seiner Bedeutung vorbei."

Infolge seiner politischen und sittlichen Entartung muß das Papsttum, wie Paracelsus uns schildert, eine Reihe von Jahweh veranlaßter Strafen und Verfolgungen erleiden, wodurch der neu aufstrebenden Reformbewegung die sittliche Berechtigung zur notwendigen Überwindung des Papsttums gegeben wird. Während die mit dem Papst Fühlenden an seiner Verfolgung Anteil nehmen und nach wie vor zu ihm stehen, wenden sich die meisten seiner ehemaligen Anhänger der neuen Bewegung zu. Deren feindliche Einstellung gegen das Papsttum kommt in Abbildung 5 darin zum Ausdruck, daß der Papst von einem bewaffneten Landsknecht bedroht wird. Dieses Bild, das auf die geschichtlichen Ereignisse bei der Eroberung Roms durch die Landsknechte Karl V. Bezug nimmt, macht die schwere Verfolgung des Papstes (damals Clemens VII.) deutlich, zeigt aber auch, daß Jahweh mit seiner aus dem Himmel kommenden Hand den tödlichen Stoß, also dessen endgültige Vernichtung, verhindert. Karl V., der unter dem Druck der jungen völkischen Bewegung eines Hutten und Sickingen seinen Antirömekampf führen mußte und mit ihrer Hilfe zur Macht gekommen war, schwankte nach der 1527 erfolgten Eroberung der Stadt Rom um, indem er den Papst wieder in seine alten Rechte einsetzte und durch ihn seine Macht zu festigen suchte.) Durch das Bild wird also gezeigt, daß Jahweh beabsichtigt, nur die Entartung des Papsttums zu strafen, nicht aber seinen endgültigen Untergang zuzulassen.

sen, er hilft dem Papst kurz vor dessen vollständiger Vernichtung doch noch, um seine „Ordnung, durch die er das Volk regiert wissen will“, erhalten zu können.

Um nun aber vorerst den scheinbaren Untergang des Papsttums einzuleiten, läßt Jahweh eine Reihe sich gegenseitig bekämpfender Sekten entstehen, deren Sinn uns Paracelsus wie folgt andeutet: „Wenn also neue Lehren aufkommen, neue Sekten sich abspalten und entstehen sollen, so muß das stets unter dem Scheine einer besonderen Abgötterei erfolgen, die sich von der anderen unterscheiden muß, um durchzu-
dringen und die Gegenpartei zu vernichten und nachher auch selbst der Zerstörung an-



Abbildung 7



Abbildung 8

heimzufallen". Von Jahweh gestraft und verfolgt, von angeblich gegnerischen Sekten „zerfplittert“ und „zerstört“, seiner Schlüssel und Tiara beraubt, geht das Papsttum somit seiner tiefsten Erniedrigung und Krise entgegen.¹⁾ In größter Bedrängnis und durch diese scheinbar veranlaßt tritt nun beim Papste eine Sinnesänderung ein, als deren sinnfälligen Ausdruck er die Tiara den Schafen gibt. (Abbildung 6.) „Nun wisset aber,“ schreibt Paracelsus bei Erklärung dieses Bildes, „daß hier das goldene Zeitalter (Jahwehherrschaft!) angekündigt ist. Es wird wieder ein Papst erstehen, aber er wird rein, wird in der Linie des Petrus und Paulus sein usw.“ Diese Deutung wirft ein ungemein klärendes Licht auf die in der Geschichte seit Gründung des Jesuitenordens erstmalig vorkommende, vom Ritual abweichende Geste des neuen Papstes Pius XII.¹⁰⁾ „Barhäuptig, ohne die Mitra, ohne die Tiara, . . .“ die Arme wie der gekreuzigte Jesus ausbreitend, trat anläßlich seiner Segenserteilung (urbi et orbi) der neugewählte Papst vor die Gläubigen. „Das war (in der Tat) eine neue Geste“¹¹⁾ deren okkulten Sinn uns Paracelsus durch Wort und Bild verrät und die um so merkwürdiger anmuten muß, in Anbetracht einer im jahrhundertalten Ritual bis ins kleinste festgelegten Amtshandlung, die zu den feierlichsten des Papstamtes überhaupt gehört!

Aber diese plötzliche Sinnesänderung des Papstes hochertreut, krönt der noch eben zorngerötete Jahweh diesen, gibt ihm seine Tiara wieder, ja setzt ihn zum Zeichen seiner wiedererlangten Macht, auf den Stuhl seiner Väter! Abbildung 7 zeigt nun den freudestrahlenden Papst auf dem hohenpriesterlichen Stuhl sitzend, der ja bekanntlich als Stuhl Petri in Weiterführung der Synagoge nach Rom gekommen ist.

Zuletzt aber krönt der durch Jahweh wieder zu Amt und Macht gekommene Papst, den als „Verkünder von Gottes Wort“ wirkenden, hier aber als Lamm mit sieben Hörnern dargestellten Christus¹²⁾ (Abbildung 8), was das Verschwinden der bisher gegensätzlichen Fronten mit sich bringt. „Dann wird das selige, goldene Jahr (Beginn der Jahwehherrschaft) kommen und dann wird das rechte Verständnis für den Glauben erwachen“, wie Paracelsus meint. „Der Schafstall wird einig sein, und es werden

also alle Schafe in einem Stalle sein, und es wird nur einen Hirten geben, nämlich Christus, . . . „und alle falschen Christen, falschen Apostel, falschen Propheten werden tot sein, die Ungläubigen aber absterben usw.“.

Paracelsus zeigt uns somit ungewollt, wie völlig sinnlos ein Abwehringen gegen das römische Papsttum bleiben muß, solange nicht das Christentum (und sonstiger Okkultwahn!) als das die Herrschaft der überstaatlichen Mächte ermöglichende Mittel erkannt und ausgegeben ist. Darum schrieb der Feldherr Erich Ludendorff die so ersten ja verpflichtungsschweren Worte: „Es ist das Unheil, daß das Wirken Roms nicht erkannt wird und nicht erkannt werden soll. Es ist das Unheil, daß als Grundlage des Wirkens beider Internationalen nicht die Christenlehre in ihrer Bedeutung als Propagandalehre für deren Herrschaft erkannt wird und nicht erkannt werden soll. Es ist das Unheil, daß die unheilvolle Bedeutung der christlichen Glaubenslehre als Grundlage der Lebensgestaltung des einzelnen christlichen Menschen und der christlichen Völker nicht erkannt wird und nicht erkannt werden soll.“

¹⁾ S. „Paracelsus / Sämtliche Werke“ herausgg. von Dr. Mäurer bei Gustav Fischer, Jena 1926 ff. und Franz Spunda: „Paracelsus“ Verlag Karl König, Wien/Leipzig 1925.

²⁾ S. German Kording: „Geheimnisse von Rosenkreuz“ München 1939.

³⁾ Der Führer der Nürnberger Protestanten Andreas Osiander hatte in einem Karthäuser-Kloster der Stadt 30 sehr alte Papstbilder gefunden, sie in Holzschnitten vervielfältigt und ihnen eine stark willkürliche Deutung beigelegt. Paracelsus wandte sich nun gegen die Auslegung des Osiander, die durch Hans Sachs in Reime umgeschmiedet worden war, und gab den Bildern eine ihrem eigentlich okkulten Sinn gerechter werdende Auslegung

⁴⁾ S. Walter Löhde: „Krisen des Papsttums“ in Folge 23/9. Jahrg.

⁵⁾ S. Walter Löhde: „Der Händedruck zwischen Juda und Rom“ in Folge 21/8.

⁶⁾ S. Dr. M. Ludendorff: „Drei Trutämer und ihre Folgen“ Blaue Reihe, Band 7.

⁷⁾ S. E. u. M. Ludendorff: „Das Geheimnis der Jesuitenmacht und ihr Ende“.

⁸⁾ S. E. Ludendorff: „Kriegsgeheime und Völkermorden“.

⁹⁾ S. Walter Löhde: „Unbelichtete Teile eines geschichtlichen Films“ in Folge 4/9. Jahrg.

¹⁰⁾ S. die neue Schrift: „General und Kardinal“ München 1939.

¹¹⁾ nach der M. N. N. vom 3. 3. 1939.

¹²⁾ Siehe Offenb. Joh. 3/1-14.

Theodor Storm - Wahrheitsucher und Kämpfer

Von Fritz Rehbein-Stederdorf

Am 4. Juli 1939 jährt sich zum 51. Male der Tag, an dem Theodor Storm, der Meister der Novelle, starb. „Immenssee“, „Aquis submersus“, „Schimmelreiter“, „Vale Poppenspäler“ sind unverlierbarer Deutscher Volksbesitz geworden. Aber auch seine Gedichte mit ihrem unbergelichen Klang werden leben, so lange Deutsche Herzen schlagen: „Das macht, es hat die Nachtigall die ganze Nacht gesungen“, „Schließe mir die Augen beide mit den lieben Händen zu!“, „Kein Mann gedeihet ohne Vaterland“, „Der eine fragt, was kommt danach? Der andre fragt nur: Ist es recht? Und also unterscheidet sich der Freie von dem Knecht“, „Wenn der Pöbel aller Sorten tanzet um die goldnen Rälber, halte fest: Du hast vom Leben doch am Ende nur dich selber!“

Aber die Bedeutung der Stormschen Lyrik neben den Novellen und die in ihnen sich spiegelnde tiefe Heimat-, Sippen- und Naturverbundenheit ist in den Gedankensätzen des vergangenen Jahres so viel Schönes und Wichtiges gesagt worden, daß hier nur insoweit, als es der Zusammenhang erfordert, darauf eingegangen werden soll.

Heute, da der Quell des Deutschen Wesens wieder klar zu sprudeln beginnt, blicken wir voll Bewunderung auf jenen Mann aus freiem Friesengeschlecht, der zeit seines

Lebens jeglichem Christentum und Pfaffentum mit seinen Machtansprüchen auf Deutsche Seelen ein rundes, glattes Nein entgegensetzte. Es ist ja bekannt, daß die Nordmark erst spät „christianisiert“ wurde. Von jeher haben sich die Priester der Jahweh-Religion in dem ganz und gar unkirchlichen, unchristlichen Lande einsam - sozusagen als Propheten - gefühlt, wie es so offen der Christ A. F. C. Vidmar im Jahre 1861 bezeugte:

„Unser Mut besteht nicht bloß darin, daß wir Zeugnis ablegen, sondern auch und noch mehr darin, daß wir ein Zeugnis ablegen, von welchem wir wohl wissen, daß es für die ungeheure Mehrzahl der uns Gegenüberstehenden ein völlig vergebliches Zeugnis ist.“ Noch im Tode dokumentierte Storm symbolhaft, daß er sich zu denen zählte, für die das Zeugnis (von Christo) „ein völlig vergebliches ist“.

Als an jenem Julitage des vorigen Jahrhunderts eine große Menschenmenge dem toten Dichter zum Lindenumtauschten St. Jürgenfriedhofe in Husum, der grauen Stadt am Meer, das letzte Geleite gab und der Sarg in die Gruft gesenkt wurde, läuteten zwar die Kirchenglocken; kein Geistlicher war jedoch dem Sarge gefolgt, kein Wort wurde dabei gesprochen, wie es Theodor Storm zu seinen Lebzeiten ausdrücklich angeordnet hatte. Wir finden diese seine Willensäußerung in seiner tief ergreifenden Dichtung „Ein Sterbender“, die mehr als alles andere ein Selbstbekenntnis ist, unmißverständlich ausgesprochen:

„Auch bleib' der Priester meinem Grabe fern; zwar sind es Worte nur, die der Wind verweht; doch will es sich nicht schicken, daß Protest gepredigt werde dem, was ich gewesen, indeß ich ruh' im Bann des ew'gen Schweigens.“

Es ist verwunderlich, daß bei dieser eindeutigen Willenskundgebung Leute den Versuch unternahmen, Storm für das Christentum zu beanspruchen, indem sie sich auf das Wort seines Neffen Esmarch beriefen, der da gesagt hatte: „Storm sei im tiefsten Innern gewiß ein frommer, ehrfürchtiger Mensch gewesen, mit dem Kopfe eines Heiden, mit dem Herzen eines Christen.“

Dieser „frommen“ Begriffsverwirrung gegenüber sollen nunmehr die Tatsachen sprechen, die uns ein wesentlich anderes Bild vermitteln.

In seinem Briefe an Emil Ruh vom 13. 8. 1873 schreibt Storm über seine Jugend: „Erzogen wurde wenig an mir, aber die Luft des Hauses war gesund: von Religion oder Christentum habe ich nie reden hören; ein einziges Mal gingen meine Mutter oder Großmutter wohl zur Kirche, oft war es nicht, mein Vater ging gar nicht, auch von mir wurde es nicht verlangt. So stehe ich dem sehr unbefangenen gegenüber, ich habe durchaus keinen Glauben aus der Kindheit her, weiß also auch in dieser Beziehung nichts von Entwicklungskämpfen ...“

Und in einem anderen Briefe an Ruh heißt es u. a.:

„Und zur Charakterisierung dieser alten Freundin (Lena Wies. D. W.) gehört noch: sie hatte über Gott und Welt ihre eigenen Gedanken und traute der Verheißung eines künftigen Lebens keineswegs. Da unser Probst sie in ihrer letzten Krankheit damit trösten wollte, ließ sie ihn ruhig reden, dann legte sie die Hand auf seinen Arm und sagte lächelnd: Ge kriegen mi nich, Herr Probst! So hat sie es mir erzählt. Es ist mir daher weder von ihr, noch sonst von irgendeiner Seite von religiösen Glaubensdingen in meiner Jugend vorgeredet worden. Mir ist nie dergleichen oktroyiert (aufgedrängt), und das reißt' ich mit zu dem Wästen, was mir derzeit widerfährt ist.“

Wie er über die kirchliche Trauung dachte, geht aus einem Briefe an seine Braut Konstanze Esmarch hervor:

... wie wunderbar sind doch die Menschen. Gott hat ihnen seinen Segen so nahegelegt, so fühlbar; aber sie genügen sich nicht daran, sie wollen durchaus einen Segen,

den sie nicht begreifen. Der Segen, den Gott auf das Verhältnis zwischen Mann und Weib gelegt hat, das ist ja die Liebe; aber sie wollen mehr, sie wollen etwas Mystisches, Unbegreifliches; da haben sie den Segen erfunden, der durch den Ausspruch eines Priesters kommen soll, ein Ding, unter dem sich bei dem besten Willen nichts Bestimmtes denken oder fühlen läßt, ein Auswuchs schwärmerischer Phantasie, eine nebelnde Lüge. Nein, der Gottheit Segen ruht gewiß und schon lange auf uns und wird mit unserm innigen Bestreben wachsen in alle Ewigkeit; das ist aber kein abstraktes, begriffloses Etwas, das ist ein starkes, himmlisches Gefühl; es pocht in allen meinen Adern. Den Segen fühl ich, und Du mit mir, und für diesen Segen wollen wir uns anbetend vor der Gottheit niederwerfen . . ."

„Ich schreibe ihm (dem Vater Konstanzes. D. V.) gleichzeitig aber ruhig und begründet, daß für uns beiden dieser Akt (der kirchlichen Trauung. D. V.) eine reine Unannehmlichkeit ist, ein Opfer dem Staate, nicht allein bedeutungslos, weil er unserm Verhältnis nichts hinzubringt, sondern unserm Gefühl zuwider, weil er eine Schaustellung des Innerlichen ist, eine Profanation der Liebe, ein letzter Barbarismus der modernen Zeit . . . Die Kirche spricht die Vereinigung aus als eine nur zeitliche, weil sie eine zweite Ehe statuiert; das ist eine orientalische Herabwürdigung . . . Wie über alles beglückend ist es für mich, diese großen Gedanken der Wahrheit zuerst gegen Dich auszusprechen, mit Dir teilen zu dürfen!"

Und zweifelnd schreibt er in einem anderen Briefe an seine Konstanze:

„Mir fiel heute morgen zufällig der schöne Gang in die Hände:

Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er wunderbar erhalten
In aller Not und Dürftigkeit.

Ob ein so glückliches Gottvertrauen wohl jetzt noch mit innerer Wahrhaftigkeit vereinbar ist?"

In seinem Hause galt „freies, selbstverantwortliches Denken als selbstverständliche Lebensbedingung“, wie er unterm 25. 9. 1882 an den Dichter-Freund Eduard Mörike schreibt. Niemals hat er sich unter das Joch des Dogmas beugen können, wie er es so klar in dem bereits oben erwähnten Gedicht „Ein Sterbender“ ausspricht:

„Was ich gefehlt, des einen bin ich frei, gefangen gab ich niemals die Vernunft, auch um die lockendste Verheißung nicht; was übrig ist, ich harre in Geduld.“

Seine Abneigung gegen die Kirche und das Christentum tritt wohl in keinem seiner Werke so scharf hervor, wie in der Novelle „Im Schloß“, von der der Dichter selbst sagte: „Diese Arbeit bin ich selbst, mehr als irgend etwas, das ich sonst in Prosa schon geschrieben hätte.“

Mit fast seherischem Blick zeichnet er in ihm die religiös-weltanschauliche Entwicklung der letzten 80 Jahre, wenn er schreibt:

„Ich habe bisher noch immer den Finger des lieben Gottes in meiner Hand gehalten“, sagte ich schüchtern.

Seine (des Lehrers) Augen ruhten eine Weile wie prüfend auf mir. Dann sagte er leise:

„Es gibt noch einen anderen Gott.“

„Aber der ist unbegreiflich.“

Ein mildes Lächeln glitt über sein Antlitz.

„Das sind noch die Kinderhände, die nach den Sternen langen.“ -

Er stand einige Augenblicke in Nachdenken verlorren; dann sagte er:

„In der Bibel steht ein Wort: So ihr mich von ganzem Herzen suchet, so will ich

mich finden lassen! - Aber sie scheinen es nicht zu verstehen; sie begnügen sich mit dem, was jene vor Jahrtausenden gefunden oder zu finden glaubten.' -

Und nun begann er mit schonender Hand die Trümmer des Kinderwunders hinwegzuräumen, das über mir zusammengebrochen war; und indem er bald ein Geheimnis in einen geläufigen Begriff des Altertums auflöste, bald das höchste Sittengesetz mit in den Schriften vorgezeichnet wies, lenkte er allmählich meinen Blick in die Tiefe. - Ich sah den Baum des Menschengeschlechts heraussteigen, Trieb um Trieb, in naturwüchsiger ruhiger Entfaltung, ohne ein anderes Wunder als das der ungeheuren Welterschöpfung, in welchem seine Wurzeln lagen.

Die Begeisterung hatte seine Wangen gerötet, seine Augen glänzten; ich horchte regungslos auf diese Worte, die wie Taupfen in meine durstige Seele fielen. Da, als ich zufällig aufblickte, sah ich meinen Oheim an dem gegenüberliegenden Fenster stehen, scheinbar an den Käfigen seiner Vögel beschäftigt; als aber auch Arnold den Kopf zu ihm wandte, hob er drohend den Finger:

„Wenn das meine brüderliche Exzellenz wüßte!“ sagte er. „Steht denn der Unterricht auch in dem allerhöchst genehmigten Stundenplan? - - Nun, nun!“ fuhr er lächelnd fort, „ich werde das nicht verraten!“ Dann trat er an den Tisch, und indem er mit einer gewissen Feierlichkeit seine Hand über die darauffliegenden Werke der neueren Naturforscher hingeleiten ließ, sagte er halblaut, wie zu sich selber:

„Das sind die Männer, die ihn suchen, von denen er sich wird finden lassen; aber der Weg ist lang und führt oftmals in die Irre.“ -

Es war ein Gefühl ruhigen Glückes in mir; ich weiß nicht, war es die neue bescheidene Gottesverehrung, die jetzt in meinem Herzen Raum erhielt, oder gehörte es mehr der Erde an, die mit noch nie so hold erschienen war.“

Diese Erkenntnisse entsprangen bei Storm einem ungeheuer stark entwickelten Willen zur Wahrheit. In dem Gedicht „An meine Söhne“ kommt dieses wohl am schönsten zum Ausdruck:

„Halt nimmer mit der Wahrheit,
Bringt sie Leid, nicht bringt sie Neue;
Doch weil Wahrheit eine Perle,
Wirf sie auch nicht vor die Säue.“

Oder:

„Man soll nur den Mut haben, das Verkehrte rückhaltlos einzugestehen; wir sollen redlich, ernstlich in uns gehen und zuerst wahr gegen uns selbst sein.“

Ja, er erhebt an anderer Stelle die Erkenntnis des Wahren zum höchsten Sinn unseres Lebens!

Die anderen beiden göttlichen Wünsche, der Wunsch zum Guten und zum Schönen, überstrahlten auch sein Handeln, Denken und Fühlen:

„Sollte die gegenseitige Entwicklung und Durchbildung des Schönen und Guten in uns nicht eine Hauptaufgabe der Ehe sein?“

fragte er seine Konstanze. Und als der Dichter am 13. September 1887 seinen 70. Geburtstag feierte, hatten die Dorfbewohner (Storm lebte auf seinem Alterssitz in Hademarschen) ihm eine bekränzte Ehrenpforte errichtet, an der mit großen Buchstaben geschrieben stand: „Dem Guten“. Diese zwei Worte bezeichnen wohl am besten diese Seite des Stormschen Wesens.

Es mag hier eingeschlochten sein, daß die Universität Kiel, an der Storm in seiner Jugend studiert, sich bei der Feier des 70. Geburtstages schweigend verhielt und sogar das Doktordiplom verweigerte; erklärlich, wenn man weiß, daß Storm in einer seiner Novellen das studentische Leben und Treiben jener Zeit scharf kritisierte. Er hatte sich

den Deutschen Studenten anders gedacht: ein Gemisch aus . . . Geist, Herz und Gefühl für alles Schöne. Was er fand, war nicht dazu angetan, seine Begeisterung zu wecken.

Storm stand zeit seines Lebens in verzweifeltstem Ringen mit den tiefsten Fragen des Lebens, auf deren Lösung er doch nicht völlig gefaßt zu verzichten vermochte, wie er es wollte. Schon in den Briefen an die Braut klingen sie auf und begleiten ihn fürd- hin durchs Leben:

„Wenn ich an Dich und unsere Liebe denke, muß ich jeden Augenblick immer an die dunkle Pforte klopfen. Ich komme freilich nicht hinein, aber wie kann es einem Ernst sein mit seiner Liebe, ohne daß diese Gedanken in immer neuer Gestalt und bei jeder Veranlassung auftauchen!“

„Du fragst mich in Deinem vorigen Brief, weshalb ich so oft von dem Ende unseres Zusammenlebens auf Erden vor Dir spreche. Du meinst und fürchtest, weil ich es nahe glaube! Rein, Konstanze, nicht deshalb, sondern weil der Anfang so nahe ist. - Muß denn nicht jeder, der nicht oberflächlich ist, sich fragen, und hast Du, meine Konstanze, Dich nicht gefragt, wozu es denn führe, wenn es hier zu Ende sei? Menschen dürfen ja nicht gedankenlos in den Tag hineinleben. Wie könnten wir ein so wichtiges Ver- hältnis gedankenlos anfangen und fortsetzen!“

„Sie wissen ja“, schreibt er an Mörke am 3. 6. 1865, „daß ich Ihren glücklichen Glauben nicht zu teilen vermag; Einsamkeit und das quälende Rätsel des Todes sind die beiden furchtbaren Dinge, mit denen ich jetzt den stillen, unablässigen Kampf auf- genommen habe.“

Den Gedanken eines Fortlebens nach dem Tode mußte er seiner Natur nach ab- lehnen:

„Ich kann mich nicht mit dem Satze, wie der Theologe Wiernakki beruhigen: ‚Was hernach kommen wird, überlasse ich der Weisheit Gottes.‘ Ich fühle, daß Gott mir das Bewußtsein und die Kraft gegeben, schon hier auf Erden die Ewigkeit unserer Liebe zu gründen.“

Und wer könnte wohl ohne Erschütterung die Worte lesen, die der Dichter an seine Frau schrieb und die bezeugen, wie nahe er vor den Toren der Erkenntnis stand:

„Du weißt es ja, ich glaube, daß der Tod das völlige Ende des einzelnen Menschen ist. Trotzdem drängt mich etwas, mich zu einem weiteren Fluge über diese Grenze hinaus zu rüsten; drängt es mich, für diesen Flug ins Ungewisse, Grenzenlose, mir eine Seele zu vermählen, die, bereit, alles mit mir zu teilen bis an die letzte Grenze der Existenz, nur unzertrennlich mir gehören will.“

Und doch - so oft er den Gedanken an den Tod als fürchtbar bezeichnet - er war ihm doch niemals ein fürchteinsflößendes Beingerippe mit Stundenglas und Sichel, sondern „der stille Wote Gottes“, dem der Dichter ruhig in sein ernstes, unerbittliches Antlitz schaut:

„Ich fühle tief, du gönntest nicht allen
Dein Angesicht; sie schauen dich ja nur,
Wenn sie dir taumelnd in die Arme fallen,
Ihr Los erfüllend gleich der Kreatur.
Mich aber laß unirren Aug's erblicken,
Wie sie, von keiner Ahnung angewekt,
Brutalen Sinns ihr nichtig Werk beschiden,
Unkundig deiner stillen Majestät.“

Und im Blick auf den Tod hat Theodor Storm die Aufgabe seines Lebens gemeistert. Ein Kämpfer für Deutsche Art und ein begnadeter Ränder unsterblichen Deutschen Wesens ist mit ihm in die Ewigkeit des Deutschen Volkes eingegangen.

Die Welt zwischen den Geldklippen

Von Hans Schumann

Die meisten Staaten der Welt haben die Verwaltung ihrer Währung einer unabhängigen Notenbank übertragen und sich damit begnügt, in einem Bankgesetz festzulegen, daß diese „den Geldumlauf zu regeln habe“. Für diesen Entschluß mag oft maßgebend gewesen sein, daß man die Bedeutung des Geldwesens unterschatete. Manchmal hat es aber auch den Anschein, als ob die Staatsmänner dadurch eine Verantwortung von sich abwälzen wollten, der sie sich nicht gewachsen fühlen.

Dieser Abneigung, die währungspolitische Verantwortung zu übernehmen, kam eine „Theorie“ entgegen, die auch heute noch in manchen Köpfen spukt. Diese Theorie dichtete dem Golde die Eigenschaft an, ein objektiver Wertmesser zu sein. Nun ist freilich der Wert lediglich eine Wahnvorstellung - man kann ihn daher schwerlich messen. Nach der Größe des Wertes zu fragen, ist ebenso geistvoll, wie etwa das Gewicht des Teufels feststellen zu wollen. Beides sind nur Hirngespinnste.

Das Eigenartige an solchen Wahnvorstellungen ist aber leider, daß sie durchaus reale Folgen haben können. Der Teufelswahn setzte Tintenfasser in Bewegung, ließ ganze Dörfer veratmen und füllte manchen Klingelbeutel - ja, er trieb manche Menschen zum Selbstmord. Ähnlich der Wertwahn. Die Wissenschaft und das von ihr beeinflusste Volk waren fest davon überzeugt, daß das Gold einen nahezu unveränderlichen Wert besitze. Darum glaubte man, wenn das Geld genügend mit Gold „gedeckt“ sei, brauche der Staat sich nicht weiter um die Währung zu bekümmern, sondern könne diese der „Automatik des Goldes“ überlassen.

Als das Deutsche Volk immer heftiger an den goldenen Ketten rüttelte, die ihm durch den Dawes- und Young-Plan angelegt worden waren, meinte einmal einer jener Goldwahn-Sinnigen, „phantastische Gedanken“ kleideten sich „in die ebenso einfache wie sinnlose Formel: Weg mit dem Gold als Wahrungsgrundlage! Die Zeche für unmögliche (!) Geldschopfungversuche würde die Wirtschaft und damit das Deutsche Volk bezahlen müssen.“ Nun, die Wirtschaft Deutschlands - ohne Gold aufgebaut - bietet heute den schlagendsten Beweis gegen diese Theorie. Aber wieviel Elend hat dieser Wahn verursacht, bis er endlich in Deutschland beseitigt wurde!

Bei genauerem Zusehen zerfließt der „Wert“ des Goldes in Nichts - und übrig bleibt die Ware Gold, deren Preis dem Gesetz von Angebot und Nachfrage unterliegt. Nachfrage nach Gold bzw. goldgedecktem Gelde müssen alle Schaffenden halten, da sie ihre Arbeiterzeugnisse gegen die Güter austauschen müssen, die sie verbrauchen wollen. Aber das Angebot des Goldes aber verfügen alle großen und kleinen Goldbesitzer.

Es ist also genau wie beim Teufel. Dieser ist ja auch keine „objektive“, das heißt gerechte Größe, der man die armen Seelen anvertrauen darf. Er „erscheint“, wenn bestimmte Kreise es wollen, und holt Schuldige und Anschuldige. Ebenso wird der Goldpreis bestimmt durch verborgene Mächte, die ihn heben und senken, um ihre wirtschaftlichen Ziele zu erreichen. Dadurch, daß ein Staat seiner Notenbank den Auftrag gibt, den Goldpreis festzuhalten, schafft er also nicht etwa den neutralen Boden, auf dem der gesunde Wettbewerb höchste Leistungen vollbringen kann, sondern er liefert „durch die bloße Annahme des Goldstandards das nationale Geschick der Bankpolitik anderer Nationen“ (und Mächte!) „aus“. (Drving Fisher.)

Kann auf Grund der Golddeckung-Vorschriften die Menge des Geldes nach überstaatlichen Gesichtspunkten beeinflusst werden, so wird durch Gold-Hortungen ebenfalls die Wirtschaft und damit auch die Politik beeinflusst.

Jeder gesunde Mensch hat den Willen, durch Arbeit sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. „Und wenn es köstlich gewesen ist, dann ist es Mühe und Arbeit gewesen“ - übersetzte der Deutsche Luther die ärgerlichen Worte des Juden, daß das Leben „nichts als Mühe und Arbeit“ sei. Wenn wir heute viele schöne und nützliche Gebrauchsgüter herstellen können, dann verdanken wir das der Arbeitsteilung. Der Einzelne kann viel mehr erzeugen, wenn er nur eine Teil-Arbeit verrichtet. Damit entlehrt aber für ihn der Zwang zu tauschen. Von einer bestimmten Höhe der Arbeitsteilung ab kann der Tausch nicht mehr unmittelbar Ware gegen Ware erfolgen, sondern erfordert einen Tauschvermittler: Geld.

Geld ist an sich nichts. Aber da es die Ware ist, die den Tausch vermittelt, gewinnt es eine große Macht auch über die Erzeugung: wenn es nicht umläuft, kann niemand mehr tauschen, dann wird auch die Erzeugung sinnlos und damit unmöglich! Darum gehört eine richtige Geldpolitik zu den wichtigsten Aufgaben jedes Staates.

Der Staat befindet sich in der Rolle eines Industriellen, der über viele Rohstoffe, zahllose Arbeiter und viele Maschinen verfügt. Er kann seine Betriebe glänzend organisiert haben - sobald er eine Kleinigkeit verfehlt, werden alle Räder stillstehen; wenn er schlechtes Öl verwenden läßt, werden die Maschinen heiß laufen und schließlich stehen bleiben. Das Geld spielt eine ähnliche Rolle im ungeheuren Betriebe der arbeitsteiligen Wirtschaft: ein Nichts ist es, gemessen an der Vielzahl der Arbeitskräfte, am Strome der Güter - doch wenn der Geldumlauf nicht in Ordnung ist, „leidet alles wirtschaftliche Not“.

Während der sogenannten Weltwirtschaftskrise sagte Prof. Gustav Cassel-Schweden: „Die Verantwortung, die die Leiter der Geldpolitik für die heutige verhängnisvolle Entwicklung tragen, ist so fürchterlich, daß der Eifer leicht zu verstehen ist, womit man auf der Seite der Notenbanken jeden Einfluß auf diese Entwicklung abzulehnen sucht. Es ist hohe Zeit, daß die leitenden Zentralbanken zusammentreten und der Wirtschaftskrise ein Ende machen. Dazu brauchen sie nur zu erklären, daß sie von heute ab die Welt so reichlich mit Zahlungsmitteln versehen, daß künftig kein allgemeiner Preissturz mehr möglich ist.“

Die leitenden Zentralbanken sind zwar nicht zusammengesetreten, aber einzelne von ihnen wurden gezwungen, den Golddeckungswahn über Bord zu werfen und ohne Rücksicht auf die zu knappe „Golddecke“ die Geldmenge zu vermehren. In Verbindung mit anderen Wirtschaftsmassnahmen (Beseitigung der politischen Löhne, dadurch Wiederherstellung der Rentabilität des Kapitals) führte diese Maßnahme zu einer mehr oder weniger schnellen Aufwärtsentwicklung der betreffenden Volkswirtschaften. Ist mehr der Not gehorchend als der eigenen Einsicht folgend hat sich die Welt weitgehend vom Goldwahn freigemacht, dem Goldwahn, dem man vorher Millionen von Arbeitslosen geopfert hatte.

Dafür steht man heute mit fatalistischem Abscheuzucken vor den Goldhortungen, die die Absichten der Staaten durchkreuzen. Früher waren die Leiter der Geldpolitik ohnmächtig gegenüber dem Golde - weil sie glaubten, diesem seltenen, gleichem Metall gegenüber ohnmächtig zu sein. Heute stehen sie ohnmächtig vor den Goldhorten - weil sie glauben, daß gegen diese kein Kraut gewachsen sei. Wieder einmal werden Menschen zu Sklaven ihres eigenen Werkzeuges - weil sie es nicht zu beherrschen verstehen. Das ist nicht die Erfindung irgendwelcher blasser Theoretiker, sondern, wie die Nachrichten aus vielen Ländern zeigen, traurige Wirklichkeit.

Wir lesen aus Frankreich: „Eine sehr ernste Erscheinung ist im Begriff, wieder die Funktionsfähigkeit des Geldmarktes zu schwächen: die Notenhortung. Die Banken mußten infolge der Einlageabziehungen notgedrungenenerweise in ihrer Kreditgewährung

zurückhaltender werden. Man schätzt die Hortung auf ein Drittel des Notenumlaufes. Es erhebt sich die Frage, wie und ob es gelingen kann, diese ‚latente‘ Geldmenge, die an und für sich noch keine ‚inflationistischen‘ Wirkungen hervorzurufen muß (solange sie nämlich nicht umläuft! H. G.), in irgendeiner geeigneten Form wieder in den Umlauf einzuschalten.“ Als geeignetes Mittel sieht man - die weitere Verschuldung des französischen Staates an.

Wir lesen aus England: „Der zum jetzigen Zeitpunkt ungewöhnliche Notenbedarf (Steigerung des Umlaufs um 4,1 Millionen) kann auf das Bedürfnis reichlicherer Bevorratung im Hinblick der Depositenbanken zurückzuführen sein, abgesehen von Hortungsneigungen des Publikums.“

Wir lesen aus der Schweiz: „Es setzte eine Hortung von Schweizer Banknoten ein, die zum großen Teil ins Ausland gingen und seither nicht zurückgeflossen sind.“ (Über jederzeit zurückfließen können! H. G.)

Wir lesen aus U.S.A.: „Der Banknotenversand nach Europa, der vorzugsweise in Scheinen zu 500 und 1000 Dollar vor sich geht, hat sich noch verstärkt. Ausländer haben auch direkt in New York Banknoten erworben und sie dort in speziell für diesen Zweck gemietete Bankfächer gelegt. Man schätzt, daß das Ausland bereits für eine halbe Milliarde Dollar amerikanische Banknoten gehortet hat.“

Wie diese Meldungen zeigen, ist in jenen Staaten eine Frage brennend geworden, deren Vorhandensein noch vor wenigen Jahren glatt abgestritten wurde. Früher bestritt man entweder, daß Geld überhaupt gehortet werde - oder man erklärte dies für eine völlig nebensächliche und wirkungslose Angelegenheit. Jener Mangel an Einsicht ist auch heute noch nicht ganz überwunden, sonst würde man nicht von einer Steigerung des Geld-Umlaufes und gleichzeitig von einer Zunahme der Geld-Hortung sprechen. Solange ausgegebene Geldmenge und umlaufende Geldmenge nicht klar getrennt werden, kann man von einer Einsicht in diese Fragen nicht sprechen.

Daß die Geldhortung verhängnisvoll auf die Wirtschaft wirkt, wird nicht mehr bestritten. Wenn das Geld nicht umläuft, können die Güter nicht getauscht werden. Finden die Güter keinen Absatz, dann ist die beste Produktion sinnlos. (Daselbe ist natürlich umgekehrt der Fall: Versagt die Produktion, dann hilft der beste Geldumlauf nichts.) Vermehren die Notenbanken aber die Geldmenge, um die Geldhortung auszugleichen, dann entstehen ‚latente‘ Geldmengen, die, wenn sie ‚akut‘ werden, eine Inflation hervorzurufen. Versuchen die Staaten, die gehorteten Geldmengen durch gutverzinsliche Staatsanleihen aus ihren Verstecken zu locken, um sie wieder ‚in den Umlauf einzuschalten“, dann endet diese nicht endlose Straße im Staatsbankrott. Die Aussicht auf dieses Ende verleitet zu dem Versuch, durch einen Krieg einen Ausweg zu finden.

Wie die Tatsachen zeigen, droht die Welt zwischen den Geldklippen zu scheitern, wenn es ihr nicht gelingt, die Geldhortungen unmöglich zu machen.

Auf Grund verschiedener Anfragen teilen wir noch einmal mit, daß die Feier zur 25. Wiederkehr der Schlachtentage von Lütich und Tannenberg am Grabe des Feldherren in Tuzing am 30. 7. (Sonntag) vormittags stattfindet. Anmeldung an die Generalvertreter ist erforderlich, da Unterkunft sonst nicht sichergestellt werden kann.

Der Verlag

Die Genfer Uhr ist abgelaufen!

Von Walter Löhde

Bereits die Tatsache, daß die sogenannte „Völkerbunds-Satzung“ einen Teil des vom Führer zerrissenen Schandpattes von Versailles bildete, kennzeichnet diesen „Völkerbund“ als das, was er war und sein sollte, nämlich eine Interessengemeinschaft jener alles an sich reißenden Staaten, welche die Nutznießer jenes Pattes gewesen sind. Ob die Vereinigten Staaten von Amerika diese sich ganz sinn- und rechtswidrig „Völkerbund“ ernst genommen haben, oder ob der bei den Verhandlungen in Versailles von dem „Tiger“ Clemenceau einmal an der fashionablen Krawatte gepackte und angespuckte Präsident Wilson selbst an der von ihm propagierten Genfer Liga zweifelte, - genug, die Vereinigten Staaten traten diesem „Völkerbund“ niemals bei. Es braucht heute weder in Deutschland noch in Italien irgend jemand zu beweisen, daß die Genfer Liga ein politisches Machtmittel des Juden ist. Diese Tatsache ist heute bekannt. Solche vom Feldherrn stets und immer wieder ausgesprochene Erkenntnisse waren es denn auch, die sich neben anderen Erfahrungen des abessinischen Krieges im italienischen Volk verbreiteten. Die von Interlandi herausgegebene Zeitung „Levere“ schrieb lt. Frankfurter Zeitung vom 11. 12. 37 zum Austritt Italiens aus diesem „Völkerbund“, „der Völkerbund sei jüdischen Ursprunges, denn die Idee zur Gründung eines solchen Völkerbundes stamme von dem Rabbiner Wisser, einem ehemaligen Sekretär Wilsons, und der Völkerbund sei auch heute noch für das internationale Judentum ein gefügiges Werkzeug im Kampf um die Weltherrschaft. Das Judentum gehe dabei Hand in Hand mit der Freimaurerei, die im Genfer Institut eine überstaatliche Regierung erblickt. Judentum und Freimaurer seien die wahren Drahtzieher Genfs“. Der bei dem abessinischen Konflikt durch die Verhängung der Sanktionen unternommene Versuch, Italien zu erdroffeln, sei ein Manöver der Juden und Freimaurer gewesen. Der Haß des Völkerbundes gegenüber allen stärkeren nationalen Völkern sei in bezeichnender Weise jüdisch und freimaurerisch.“



Der Chef des britischen Geheimdienstes, Paul Thomson, berichtet in seinem Tagebuch von einem Zusammenstoß zwischen Clemenceau und Wilson. Clemenceau packte den amerikanischen Präsidenten an der Krawatte, so daß Krug und Krawatte dabei zerriß. Nachdem er von seinem temperamentvollen (antijüdischen) Bundesgenossen auch noch angespuckt worden war, verließ Wilson, seine heruntergehängene Brille in der Hand, das Verhandlungszimmer und legte sich einige Tage zu Bett. (Berl. „Vergangenheit und Gegenwart“, Monatsheft für Geschichtsunterricht und politische Erziehung, Heft 1, 1938, Seite 17/18.) Vielleicht hat Wilson gefürchtet, daß sich solche wüßigen Szenen in dem „Völkerbund“ wiederholen und der größeren Zahl der Mitglieder entsprechend verstärken könnten, als er die U.S.A. aus dem „Völkerbund“ fernhielt. Diese erbauliche Szene hat unseren Zeichner zur nebenstehenden Zeichnung inspiriert.

Zu solcher Erkenntnis von der jüdisch-freimaurerischen Wirksamkeit im „Völkerbund“ ist allerdings hinzuzufügen, daß der römische Papst, nachdem Benedikt XV. s. Jt. den frommen Wunsch ausgesprochen hatte, daß alles, was in Versailles von „menschlicher Klugheit“ begonnen sei, sich durch „göttliche Liebe“ vollenden möge, ebenfalls auf den Boden des Genfer Zweckverbandes trat. Ja, das päpstliche Blatt „Osservatore Romano“ vom 12. 4. 1924 stellte sogar befriedigt fest, „daß der Dawes-Plan ja nichts anderes sei als die Verwirklichung der Vorschläge, die der römische Papst schon ein Jahr vorher während des Ruhr-Kampfes als eine gerechte Lösung vorgeschlagen habe.“ Nach dieser von dem römischen Papst vorgeschlagenen und vom „Völkerbund“, d. h. dem Zweckverbände zur Aufrechterhaltung jenes Schandpaktens von Versailles, beförderten „gerechten Lösung“ hatte das Deutsche Volk in der Sekunde 80 Goldmark, in der Minute 4 800 Goldmark, in der Stunde 288 000 Goldmark, also in einem Tage 6 912 000, in einem Monat 207 360 000, in einem Jahre 2 500 000 000 Goldmark zu zahlen! Der Feldherr schrieb über die Annahme jener „Dawes-Befehle“ durch den derzeitigen Reichstag: „Damals war ich Reichstagsabgeordneter und stand an der Spitze der Nationalsozialistischen Freiheitsbewegung“, die mit 32 Abgeordneten im Reichstage vertreten war. Nie werde ich vergessen, wie die überstaatlichen Mächte es erreichten, daß von den Deutschnationalen rund 50 Abgeordnete abkommandiert wurden, die den Dawesgesetzen zuzustimmen hatten. Nie werde ich vergessen, wie auf den Tribünen des Reichstages die Botschafter der Feindmächte Beifall klatschten, als diese Verfassungspakte angenommen wurden, nie den tosenden Beifall der Vertreter der überstaatlichen Mächte in den Parteien des Reichstages, nie die Erschütterung, in der ich mich erhob, um die Sitzung im heiligen Zorn zu verlassen und den Reichstag lange Zeit nicht zu betreten. Ich tat dies wieder an dem Tage, an dem der Reichspräsident von Hindenburg seinen Eid auf die Verfassung im Mai 1925 ablegte. Die überstaatlichen Mächte hatten die Verflavung des Deutschen Volkes erreicht.“

Während sich nun aber der „Völkerbund“ mit allen Mitteln bemühte, englische bzw. französische Interessen zu vertreten und den Regierungen jener Staaten in den Augen der Welt, die betrogen sein will, die „moralische“ Rechtfertigung für alle Gewalt-handlungen verlich, verstand man es in Genf stets und immer, alle Wünsche und Angelegenheiten kleinerer, bzw. machtloser Staaten unter den Tisch fallen zu lassen. Die hier mit allen Kunstgriffen geübte Verschleppungstaktik, das Gemauschel, mit dem unbequeme Fragen und Forderungen der sogenannten „Neutralen“, d. h. aller Staaten, die nicht gegen Deutschland standen, zerredet wurden, kennzeichnet die Genfer Liga bereits als eine jüdische Erfindung. Wir haben es erlebt und in unserer Halbmonatsschrift oft gezeigt, daß die Genfer Liga auch bei jeder Angelegenheit, zu deren Erledigung sie angerufen wurde, versagte. Alle ihre Maßnahmen standen in einem offensichtlichen Mißverhältnis zu den geführten schönen Reden. Wir brauchen nur an die jeder Vernunft und jeder Gerechtigkeit hohnsprechende Behandlung der Deutschen Minderheiten in früheren Zeiten zu denken. Wenn es sich um Vorkommnisse handelte, bei denen der „Völkerbund“ eine seiner vorgeblichen ideellen Aufgabe zwar entsprechende aber den Interessen seiner Hauptwortführer widersprechende Entscheidung treffen sollte, so wurde die Behandlung solcher Fragen irgendwelchen „Kommissionen“ oder „Auswüschüssen“ überwiesen, in denen „Sachverständige“ saßen, welche für die zu klärenden Verhältnisse weder Interesse noch Verständnis besaßen.

Es mußte eigentlich erwartet werden, daß dieser Genfer Zweckverband, nachdem seine Unfähigkeit und seine Bedeutungslosigkeit für die Lösung aller die Völker wirklich bewegenden Fragen erwiesen war, aufgelöst werden würde. Besonders nachdem Japan im März 1933, Deutschland am 14. 10. 1933, Italien am 11. 12. 1937 und jetzt auch



Neubau des Völkerbundepalastes in Genf. Seine Größe und Aufmachung steht im umgekehrten Verhältnis zur Bedeutung der Genfer Liga.

Spanien diese Liga - „diesen Tempel, wo man nicht für den Frieden arbeitet, sondern den Krieg vorbereitet“, wie Mussolini sagte - verlassen hatten. Der Feldherr hatte ein solches Ende bereits im Jahre 1935 in dem Aufsatz „Englands und des Völkerbundes Pleite“ als abgeschlossene Tatsache behandelt und festgestellt: „Schwäche und Gewinnsucht grinsen uns an“, während er über die Sanktion-Politik des „Völkerbundes“ schrieb: „Ich kann nur glauben, daß durch diese Maßnahmen lediglich bezweckt wird, den Völkern Sand in die Augen zu streuen, oder sie von Menschen getroffen sind, die von der Kriegsführung und von dem Getriebe der Welt recht wenig Ahnung haben, weil sie die Welt durch eine Brille ansehen, die den Blick für die Wirklichkeit trübt.“

Denn sogar die berüchtigten „Sanktionen“ der Genfer Liga erwiesen sich als durchaus abhängig von den englischen Handelsinteressen, wie die Durchführung der oft mit diesen wirtschaftlichen Sanktionen verglichenen Kontinentalsperrre Napoleons I. sehr abhängig war von den derzeitigen französischen Handelsinteressen. Die französischen Kaufleute erhielten gegen entsprechende Zahlung die Erlaubnis zur Einführung von allen Waren, die sie einzuführen wünschten, während die übrigen dem Kontinentalssystem angeschlossenen Staaten sich an dessen Bestimmungen halten mußten, wodurch ihr Handel zugunsten des französischen zugrunde ging.

Die Welt beginnt in steigendem Maße die völlige Bedeutungslosigkeit der Genfer Liga einzusehen. Man versucht daher jetzt, die zerbrochene Triebfeder der abgelaufenen Genfer Uhr durch eine andere zu ersetzen und sie mit neuen Phrasen aufzuziehen. Man hat nur den passenden Schlüssel noch nicht gefunden. Die frühere Politik der Aufrechterhaltung des für Europa so verhängnisvollen, in Versailles geschaffenen Zustandes soll jetzt in eine auf andere Art mißglückte Einkreisungspolitik gegen die Mächte der Achse umgewandelt werden. Die Vielzahl kleiner Staaten, deren Interessen von der Genfer

Liga noch niemals gefördert wurden, sollen den englischen Einkreisungsplänen eine entsprechende Weihe geben. Im übrigen spielen jene Völker und Staaten natürlich die gleiche Rolle von Statisten, die sie immer gespielt haben. Allerdings ist die Lage der sogenannten „Neutralen“ heute weit ernster als früher, da sich die Lage in Europa wesentlich geändert hat. Ein Anschluß oder eine Bindung an die Politik der Genfer Liga kann sich unter den heute herrschenden Umständen eines Tages recht verhängnisvoll auswirken. Auf jeden Fall wird der deutlich bekundete Wille jener Völker zur Neutralität durch Genfer Verpflichtungen außerordentlich beeinträchtigt werden. Es wird wohl nach den Erfahrungen der Geschichte kaum noch bezweifelt, daß das Herausdrängen solcher sogenannter „kleiner Staaten“ aus ihrer Neutralität durch irgendwelche Bindungen an die Genfer Liga nie zu deren Vorteil geschieht, sondern lediglich zum Vorteil derjenigen Mächte, die bisher in Genf das große Wort führten und es immer wieder verstanden haben, die übrigen Völker unter der scheinbaren Phrase des „Völkerbundes“ zu täuschen und vor ihren Wagen zu spannen. Es ist dabei grundsätzlich belanglos, welche überstaatliche Macht in Genf oder mit Genf in die Erscheinung tritt und ihre Ziele verfolgt. Ob Herr Eden seine Politik des status quo vertrat und damit alle unterdrückten und aufstrebenden Völker niederhalten wollte, oder ob Lord Halifax eine Einkreisungspolitik vertritt, die jenen status quo mittels eines europäischen Krieges wiederherstellen soll, dürfte schließlich einerlei sein. Auf jeden Fall will man sich in Genf die Mithilfe der Neutralen sichern, die dabei aber unter Umständen in den Abgrund gerissen werden. Die nordischen und auch andere Staaten scheinen dies zu fühlen und gehen daher den sichereren und weniger gekünstelten Weg der direkten Verständigung mit Deutschland. Es mehren sich die Stimmen, daß die Genfer Liga für die Neutralen nicht nur bedeutungslos sondern sogar gefährlich für ihr Dasein ist, so daß man bereits mehr und mehr den Austritt aus der Liga befürwortet. Die Frankfurter Zeitung vom 31. 5. 1939 berichtet aus Stockholm: „Nachdem die unnachgiebige Haltung der Sowjetregierung in der Mandat-Frage in Genf zu einer Änderung der Prozedur geführt hat, die den Völkerbundsrat an Stelle der ihm zugeordneten Rolle eines beschließenden in ein berichterstattendes Organ umwandelte, steht es den beiden interessierten Mächten Finnland und Schweden nunmehr frei, an die Ausführung ihres Vorschlags über die Befestigung der Inseln zu gehen. Bis es zu dieser Lösung kam, muß es in Genf hart auf hart gegangen sein, und so wird denn auch aus Moskau berichtet, daß Schweden und Finnland sogar mit dem Austritt aus dem Völkerbund gedroht hatten.“

Weiter schrieb die norwegische Zeitung „Aftenposten“ nach demselben Blatte vom 1. 6. 1939 unter Ablehnung der englisch-französischen Politik: „Da erhebt sich in allem Ernst die Frage, ob sich unsere Mitgliedschaft im Völkerbund vereinen läßt mit dem Prinzip strengster Neutralität. Es versteht sich von selbst, daß wir nicht den Wunsch haben, den Völkerbund zu verlassen, der so viele zwischenstaatliche Aufgaben zu erfüllen hat, aber wenn der Völkerbund so begrenzt wird, daß er eine Machtgruppe umfaßt, die gegen eine andere steht, dann müssen wir uns mit Rücksicht auf unsere Absicht, außerhalb jeder Machtgruppierung zu bleiben, auch außerhalb des Völkerbundes halten.“

Tatsächlich hat die Genfer Liga keine „zwischenstaatlichen Aufgaben“ zu erfüllen, wie das Blatt meint, sondern eben nur **überstaatliche**. Diese bestehen zur Zeit darin, die Einkreisung der Achsenmächte zu betreiben, um die vom Führer begonnene Neuordnung des europäischen Raumes zu verhindern und die Entwicklung aller kraftvollen, aufstrebenden Völker zu hemmen. (Vgl. „Einkreisung“ in Folge 2/1939.)

Wenn die Genfer Liga heute noch immer besteht, so zeigt diese Tatsache, daß „Verfallenes“ trotz aller schlimmen und schlimmsten Erfahrungen, trotz aller, selbst in den

fog. „Siegerstaaten“ verbreiteten Einsicht noch nicht überwunden ist; denn die hinter „Versailles“ stehenden Mächte sind noch nicht erkannt. „Diese Mächte“ - so schrieb der Feldherr in Folge 7 vom 5. 7. 1936 - „wollen noch Versailles aufrechterhalten und sehen ihr Streben, die blinden Völker in ihrem System festzuhalten, folgerichtig fort. Und sie können es. Sie sind ja noch zu sehr vertarnt und verfügen nur noch aus ihrer Vertarnung heraus über die beiden gewaltigen Mittel: Wirtschaft und Glaubenslehre, ohne daß die Völker ahnen, wie sehr sie durch beide in die Kollektivierung geraten und immer tiefer in sie verstrickt werden, wenn auch das politische Versailles stürzt. . . .“

„Versailles“ ist noch da und bleibt, trotz allen Rasseerwachens, trotz aller außenpolitischen Freiheit, solange die Staaten nicht die Lebensgestaltung der Völker und des Einzelnen auf der Einheit von Rasseerbgut und arteigenem Gotterkennen, Recht, Kultur und Wirtschaft gründen, solange nicht die überstaatlichen Mächte den Völkern und den Einzelnen gezeigt, kompromißlos bekämpft und ihnen alle Wege verlegt werden, solange nicht der Einzelne seine eigene Lebensgestaltung, frei vom Alkohol und anderer Entartung, dem arteigenen Gotterkennen entsprechend wählt.

Gewaltiges Erkennen wird heute von Staatsmännern, den Völkern und jedem Einzelnen gefordert. Der Staat kann nicht alles bewirken, er möge kompromißlose Kämpfer fördern und die nicht hemmen, deren Ziel ist, an der Befreiung des Volkes und des Einzelnen aus den Klauen der überstaatlichen Mächte, durch Ringen gegen deren Wesen, entsprechend mitzuwirken und ihnen arteigenes Gotterkennen, das erst das Rasseerwachen wirklich lebensvoll auf lange Geschlechterfolge hinaus gestaltet, als Grundlage für Deutsche Volksschöpfung zu übermitteln.“

An Erich Lempdorff

**Nun hält die Seele freier Deutscher Wacht
An Deinem Grab, das heil'ge Stätte ward,
Und was Du kämpfend Deinem Volk gebracht,
Steht schirmend über Freiheit, Recht und Art.**

**Das größ're Deutschland hast Du nicht geschaut,
Das starker Wille seinen Söhnen schuf,
Doch Deine Hand hat wirkend mitgebaut,
Und seinem Werden galt Dein ernster Ruf.**

**Nun mahnst Du weiter: „Macht die Seelen stark!
Damit das Reich auf festem Grunde steht,
Und nimmer trifft ein Feind uns bis in's Mark,
Wenn dieser Ruf groß in Erfüllung geht.**

**Du hast im Sein nur Deinem Volk gelebt,
Du stehst im Tod noch für Dein Land bereit,
Denn wer — wie Du — für Ewiges gestrebt,
Der wirkt unsterblich über Raum und Zeit.**

Erich Lempdorff

Am 27. Juni vollendete der Dichter Erich Lempdorff das 40. Lebensjahr.

Sean) Rofe:
Komplikationen
 um
Konzessionen

Seit dem 23. Mai liegen 20 Kriegsschiffe der sog. „Chinamächte“ und der Japaner vor Amoy: sieben Briten, zwei Amerikaner, drei Franzosen und acht Japaner. Damit ist Amoy, ein sog. Vertragshafen der südchinesischen Provinz Fukien auf einer Insel in der Straße von Formosa (nördlich Hongkong-Kanton), zu einem Schnittpunkt der internationalen Politik geworden. Der Grund: Die Japaner haben Amoy besetzt, und Amoy hat eine sog. „internationale Niederlassung, eine Konzession“ für die „in China interessierten Großmächte“. Wieder einmal ist damit, wie schon im Sommer 1937 in Schanghai und dann in Kanton, die bedeutungsvolle fernöstliche Frage der Europäerkonzessionen angeschnitten worden; nur diesmal entscheidender und entschiedener als bisher. Im Konzessionsgebiet von Amoy, in Kulangsu, gehen seit Wochen die Verhandlungen zwischen den japanischen, englischen, amerikanischen und französischen Flottenkommandanten über die japanischen Befugnisse in diesem vorgebliehen „ausländischen Hoheitsgebiet“.



Die Japaner haben, nicht erst jetzt, alle ausländischen Sonderrechte in China zunächst strittig gemacht, um sie mit der fortschreitenden Entwicklung der Kampfvorgänge entschlossen zu bestreiten. Die chinesischen Europäerkonzessionen sind den Japanern als unangebrachte Bevorzugung immer ein Dorn im Auge gewesen. Seit Ausbruch des Chinakonfliktes aber sind sie ihnen in steigendem Maße ein Hindernis für ihre Aktionen. Denn diese Konzessionen sind überall das Brutbett von Widerständen und Intrigen gegen die japanischen Truppen, die eingefesteten japanfreundlichen Verwaltungsbehörden und damit gegen die japanischen Ziele, u. a. der Ausschaltung fremder Einflüsse im Osten, geworden. Es ist einwandfrei erwiesen, daß in diesen Konzessionen, somit unter dem Schutz fremder Flaggen, chinesische Verschwörungen und Anschläge ausgeheckt worden sind, und daß Attentätern mit jener schon sprichwörtlich gewordenen demokratischen Generosität geradezu systematisch in eben

diesen Konzessionen Unterschlupf gewährt wurde. Die immer größte Schärfe, mit der sich Japan gegen die Konzessionsrechte der Großmächte in China wendet, hat auch noch einen anderen Grund: namentlich England und Frankreich haben China beträchtliche Anleihen für die Kriegführung gewährt, und mit dem Fortfall der chinesischen Häfen für die Einfuhr von Kriegsmaterial hat England, um das Waffengeschäft zu sichern, von Indien her die große Karawanenstraße ausgebaut. Die Einmischung in einen Konflikt, den Japan von der ersten Stunde an als eine ganz ausschließlich östliche Angelegenheit zwischen Japan und China angesehen hat, ist somit auf das eindeutige Erweisen. Verständlich, daß die Japaner immer weniger für die Sonderrechte einer Exterritorialität der ausländischen Konzessionen fühlen, deren Sympathien so einseitig mit China gehen, dem jene Sonderrechte oft oder durchweg in der übelsten Weise abgeschlichen worden sind.

Schon im Herbst 1937 hatte General Matsui als japanischer Oberkommandierender in Schanghai erklärt, daß er den aus den Konzessionen kommenden Störungen der japanischen Aktionen ein Ende zu bereiten wissen werde. Es ging schon damals um die Durchbrechung eines Monopols, das sich die Engländer in der Polizeidirektion von Schanghai zu sichern gewußt hatten; Matsui hatte recht deutlich werden lassen, daß die politischen Intrigen und kommunistischen Umtriebe nur mit der völligen Duldung und Schonung dieser englischen Stellung möglich seien. Schon aus diesem Vorspiel hatte man entnehmen können, daß die Japaner eines Tages die gesamte Konzessionsfrage in China aufrollen würden. Die Japaner sind denn auch immer einen Schritt weitergegangen; so haben sie u. a. schon durchzusetzen gewußt, daß japanische Aktionen in den Konzessionsgebieten gegen Verschwörer und Attentäter durchgeführt wurden. Ende 1938, mit der zunehmenden Komplizierung, kam dann die Erklärung des japanischen Außenministers, daß über kurz oder lang die gesamte Konzessionsfrage und die Frage der Exterritorialitätsrechte gelöst werden müsse.

Deutschland ist in der glücklichen Lage, an diesen fernöstlichen Komplikationen der Konzessionsfrage, die schon so viel Konfliktstoff geliefert hat, völlig unbeteiligt zu sein. Dies Deutsche Desinteressement verdanken wir dem nunmehr glücklich zu nennenden Umstande, daß „die hohen Alliierten“ schon während des Krieges und mehr noch in dem so jammerbar-kleinlichen „Frieden“ einen so gründlichen Druck auf China ausübten, daß von Deutschen Konzessionsrechten nichts mehr übriggeblieben ist. So verfolgen wir denn wieder einmal mit selbstsicherer Ruhe eine der Phasen der gewaltigen Auseinandersetzung und Neuordnung der Dinge, die andere Völker nicht nur Milliardenwerte kosten, sondern auch die Abbröckelung letzter fernöstlicher Vorrechte und damit eines Prestiges, das uneinbringlich bleiben wird. Mit der Selbstsicherheit des Fernstehenden sehen wir den Entwicklungen und Verwicklungen zu; doch auch mit einer Selbstzufriedenheit über eine verspätete, doch gründliche Rache der Versailler Schuld an Anklägern und Richtern.

Im Versailler „Sieger“ tausch hatten die alliierten Mächte kein Auge und kein Ohr dafür, daß dies Dokument der Schande zugleich auch das Ende einer bevorrechtigten Stellung der „Weißen“ in Fernost bedeutete; schon in ihrer Not von 1914 hatten Hemmungen irgendwelcher Art keinen Raum gehabt. Im Gegenteil, der unter Bruch eines „heiligen Vertrages“, der 1886 in Berlin abgeschlossenen Kongo-Akte, zum Schaden der Autorität der „Weißen“ nach Afrika eingeschleppte Brand wurde auch nach Asien weitergetragen. Doch in der Siegesfreude ahnte noch keiner, daß sich von

Aus technischen Gründen mußte in dieser Folge 7 die Bildbeilage fortfallen, die jedoch ab Folge 8 dem 14. 7. wieder laufend erscheinen wird. Die Schriftleitung.

da an Japan entscheidend zwischen China und die sogenannten „Chinamächte“ schob; da ahnte noch keiner etwas von dem Aufstieg Japans zur Weltwirtschaft-, Militär- und Weltmacht und noch weniger davon, daß einmal über dem fernöstlichen Himmel die Lösung brennen würde: Asien den Asiaten! Harmlos-abnunglos kam es ihnen nur auf die Vernichtung des Deutschen Einflusses in Fernost, auf die Vernichtung des Deutschen Arbeiters und Handelsfließes an. Die Alliierten, die japanische Kriegshilfe angerufen hatten, standen schon bald vor der sie überraschenden Tatsache, wie der Ausbau der Kriegswirtschaft das Selbstbewußtsein Japans gestärkt und seine Gesamtwirtschaft auf eine ganz andere Basis gestellt hatte. Die wohlbedachte Ausweitung des europäischen Brandes rächte sich so an denen, die das Feuer an- und großgeblasen hatten. Nach den hinter uns liegenden bitteren „Friedens“erfahrungen wird es uns keiner verargen können, wenn wir die „ausgleichende Gerechtigkeit“, die zuweilen auch in der Politik sichtbar wird, entsprechend verzeichnen. Auch deswegen, weil wir auf dem Standpunkt stehen, daß der Wirtschafts- und Kulturstand Japans keine europäische Bevormundung mehr verträgt!

Wenn möglich noch nachhaltiger ist der Prestigeverlust der Weißen im chinesischen Raum gewesen, und auch hier als Folge des Weltkrieges. Der von den Alliierten auf China ausgeübte Druck zur Aufgabe aller den Deutschen gewährten Rechte, zur Aufhebung der Exterritorialität und der Konzessionen, hat schon sehr bald, den Alliierten gänzlich unerwartet, nicht zum geringsten zum Erwachen des Nationalbewußtseins in China und zur Erschwerung der Stellung der Europäer beigetragen. Wie der Regier in Afrika, so sah auch der Chineser das ihm neue Schauspiel der Entzweiung zwischen „Weiß“ und „Weiß“, die Gegnerschaft der Europäer untereinander. Er erlebte, wie der „Weiße“ ihn zur Vertreibung, zur Achtung des anderen „Weißen“ anhielt! Und der Chineser überlegte: Wenn die Deutschen nach der Behauptung der Alliierten ohne Konzessionen in China auskommen können, warum dann nicht auch die anderen? Früher zwar, seit der ersten schon 1865 an Belgien gegebenen Konzession, hatte China zum Selbstschutz gegenüber den asiatischen Rechtsauffassungen und -methoden selbst die Einführung geschlossener Europäersiedlungsgebiete und eigener Konsulargerichtsbarkeit der Europäer gewünscht. Nun aber sah jeder, es ging auch anders - die Europäer selbst hatten das ja gegen einen Europäer verfangt! So wurde nach der auf Alliiertengeheiß so schimpflichen Vertreibung der Deutschen und nach der Aufgabe ihrer Konzessionen sehr schnell die Frage aufgeworfen: Warum dann noch für die anderen Mächte Exterritorialität, warum dann noch Siedlungsgebiete und Polizeiposten, warum dann noch fremder See- und Salz Zoll? So bröckelte ein Vorrecht der Chinamächte nach dem andern ab, wurde strittig gemacht und umkämpft. Eine der vielen Folgen war auch der über englische Handelswaren verhängte chinesische Warenbonkott vor zehn Jahren, der England aberhundert Millionen Pfund an Handelswerten und nie wieder einzubringende Handelsgebiete gekostet hat.

Vom Tage der Vertreibung der Deutschen aus China an wurde das angemagte Vorrecht des selbstsicheren „demokratischen Westens“, China als Kolonialland zu betrachten und entsprechend auszubeuten, durchlöchert. Es war schon ein entscheidender Wendepunkt der Chinapolitik nicht nur Englands, als Sir Austen Chamberlain Anfang Februar 1927 die absonderliche Gelegenheit des 32. Jahresdiners der Birminghamer Gold- und Silberschmiede zu der sensationellen Erklärung eines teilweisen Rückzuges benutzte: „In diesem (!) Zusammenhang von britischem Imperialismus zu sprechen, ist reiner Nonsens. Im Fernen Osten sind wir Engländer vor allem eine Nation der Shopkeepers, der Kaufleute, der Händler!

Alles, was wir wünschen, ist dies: Unsere Läden offenzuhalten und mit den Land-eingesessenen auf gutem Fuße zu stehen ...“ So ganz freiwillig und selbstlos war jene Retraite freilich nicht gewesen; denn wenige Stunden vorher hatte Eugen Tschan, dessen Wiege auf englischem Boden gestanden hatte, und der als Redakteur der Peking-Gazette besser englisch schreiben gelernt hatte als chinesisch, als Kantoneser Kommissar des Auswärtigen in einer Proklamation der Nationalregierung niedergelegt: „Der wirksame Schutz fremden Lebens und Eigentums in China liegt nun einmal nicht und kann nicht mehr länger bei fremden Bajonetten und Kanonenbooten liegen, weil der wirtschaftliche Arm“ des chinesischen Nationalismus, die wirtschaftliche Waffe, weit mächtiger ist als jedwede Kriegsmaschine, die ein Fremder zu ersinnen vermöchte!“ Das war trotz allem Blütenreichtum unerblickt genug gewesen. Eine solche Sprache wäre noch wenige Jahre vorher nach Begriffen der Chinamächte unerhört gewesen. Jene Evolution Chinas 1927 allein kostete den Briten die Konzessionen in Hantau, Tschukiang, Tsentkiang und Amoy, den Belgiern die Konzession in Tientsin und Italien, Dänemark, Portugal und Spanien überhaupt ihre Konzessionen. Jules Sauerwein (Jude) jammerte in seinem Pariser Blatt aus China: „Der Prestigeverlust der Weißen in China sei in erster Linie darauf zurückzuführen, daß den Deutschen alle Rechte geraubt worden seien“. Der Manchester Guardian (3. Dezember 1926) beklagte „als Folge der Wegnahme der deutschen und österreichischen Konzessionen, daß nunmehr chinesische Soldaten mitten im Herzen der Europäerkonzessionen lägen“ ... Späte Einsicht, denn immerhin schon 1924 hatte die Pariser „Revue Mondiale“ erkannt: „Der Große Krieg hat dem Prestige der Weißen in China einen schweren Schlag beigebracht!“

Als aber England unter Chamberlain den Rückzug aus seiner „heimlichen China-Kolonie“ auf seine shops und ihre keepers antrat, schrieb der Rietzwe Rottedamsche Courant (5. Februar 1927): „Jammer genug für England - es ging gar nicht mehr um die Frage, wie man diesen fast hoffnungslosen Zustand hätte überwinden können, sondern nur noch darum, ob und wie die Fehler von 1917 (Aus-treibung der Deutschen!) und später noch ungeschehen gemacht werden könnten. Diese Fehler haben dem britischen Handel bereits wahre Schätze gekostet und dem britischen Prestige in Fernost einen Schlag versetzt, den er nach menschlichem Ermessen nie mehr wird verwenden können! Und Chamberlains Entgegenkommen wird das Prestige nicht wiederherstellen.“ Das hatte sich 1914 und 1917 keiner träumen lassen, und noch weniger jene offizielle japanische Warnung vom 18. April 1934: Jedem Versuch, China international zu unterstützen, werde Japan als einer Gefährdung des Friedens in Fernost entgegentreten!

Fast könnte man denen noch dankbar sein, die, wenn auch gänzlich ungewollt, durch ihren Druck auf China zur Aufkündigung Deutscher Vorrechte in China und vor den Konfliktstoffen und Komplikationen um Chinakonzessionen bewahrt haben. Was als Schmach und Mäht gedacht war, stellt sich heute, da wir aus dem gesicherten Standpunkt des Unbeteiligten der Entwicklung der Dinge und ihren Verwicklungen zuschauen, als ein Vorteil heraus. Zuweilen geht die Geschichte sonderbare Wege. Doch nur für den, der von den Wirkungen her den Weg zurückverfolgt zur Ursache, birgt sie auch heilsame Lehren.

Raummangel zwang leider zur Zurückstellung dieser aktuellen Betrachtung für die letzte Folge. Inzwischen hat ein neuer Brandpunkt, in Tientsin, die krisenhafte Entwicklung einer Zuspitzung zugetrieben: Japan forciert die Stunde der Entscheidung über die veralteten, meist erschlissenen und erpreßten „Rechte“ der Fremdmächte in China!

Die sog. Zwischenfälle in China jagen einander; am 11. Juni wurden sie um den ernstesten vermehrt: Vier chinesische Mörder fanden nach einem der häufigen Attentate Zuflucht und Schutz (!) in der britischen Fremdenkonzession von Tientsin. Vergeblich verlangten die Japaner Auslieferung der Verbrecher. In der britischen Konzession übten die Briten „Probemobilmachung“, ohne aber den gewünschten Eindruck auf die Japaner erreichen zu können. London versuchte den Forderungen der Japaner auszuweichen und bot, wieder einmal, das englische Mittelmittel demokratischer Verschleppungstaktik an: die Bildung einer „Untersuchungskommission“. Die Japaner sind auf dies vorsintflutliche Verfahren einer unbeweglichen Diplomatie, die nur Zeit gewinnen will, nicht herein-gefallen; sie begleiteten ihre Ablehnung mit der Ankündigung, daß am 14. Juni, innerhalb von 24 Stunden, die japanische Blockade über die Fremdenniederlassungen von Tientsin verhängt werden würde. Die Engländer, Franzosen und Amerikaner waren verblüfft und bestürzt über diese Sprache, deren Tonart einmal ausschließlich englisches Vortrecht war in Tagen, als dem britischen Löwen das Fell noch nicht an allen Stellen juckte. Die Blockade wurde denn auch prompt und undurchlässig dicht verhängt.

Das ist eine Entwicklung, die voller Reize ist. Man bedenke: das von Humanität tiefende England deckt, genau wie schon die bolschewistischen Mordbrenner in Spanien, mit seiner Flagge verbrecherische Terroristen! Und dasselbe London, das dem Generalissimo Franco die Rechte eines Kriegsführenden und damit das Recht zur Blockade der spanischen Küste verweigerte, muß sich nun in Fernost die Blockade Japans über sein „heiliges“ Konzessionsrecht gefallen lassen . . . Schwerlich hat sich je die Weltgeschichte in solchen Stotzesen gefallen wie in unsern Zeitläuften! Und ein Drittes: Oldengland wird mit seiner ertümllichsten Waffe geschlagen, mit der Blockade!

Das Blatt der japanischen Kwantung-Armee hat London eine Antwort erteilt, die ihm in den Ohren klingen wird: Die japanische Armee sei entschlossen, mit anachronistischen Erscheinungen, mit den überholten Fremdenrechten in China, aufzuräumen; die englische Unwilligkeit und Weständnislosigkeit steigere diese Entschlossenheit nur noch mehr. Japan könne solche Herde der Kriegsverlängerung und der antijapanischen Aktionen nicht mehr dulden; es werde sein Schwert nicht eher zurückziehen, als bis die Frage endgültig und im japanischen Sinne gelöst sei. Meldungen aus Tokio besagen bereits, daß Japan beabsichtigt, die Blockade auf alle übrigen Chinakonzessionen der Fremdmächte auszudehnen.

Kein Zweifel: der Chinakonflikt ist an einer entscheidenden Wende angelangt. Die Atmosphäre ist mit Spannungen geladen, und jeder Tag kann die Fülle der Komplikationen zum Besten bringen. Vielleicht ist schon in den nächsten Tagen eine weitere Komplizierung zu erwarten, denn: 50 000 Japaner gehen auf Fahrt nach Tientsin zum Besuch der japanischen Heldengräber aus der Zeit des Boxeraufstandes; diese Gräber aber liegen in der - britischen Konzession von Tientsin . . .

Die Frage der Neuordnung einer in angemessenen „heiligen“ Vortrechten verknöcherten Welt stellt sich unausweichlich auch in Fernost, - eine achtzigjährige Fremdherrschaft in China, die sich auf chaotischen innerchinesischen Zuständen aufgebaut hatte und unter dem Banner der Humanität um Salzzölle erpresserische Auspowerungspolitik betrieb und sogar einen Opiumkrieg für jüdische Interessen (die der Judenfamilie Gassoon aus Indien) führte, geht zu Ende. Japan wird auch diese Frage lösen, und das Verschwinden dieser ausländischen „Besitzungen“ oder Konzessionen wird begleitet sein von einem unwiederbringlichen Prestigeverlust vor allem Englands in Fernost. Die „Götter“ nehmen eine späte, aber gründliche Rache an denen, die in ihrem blinden Wahn, alles Deutsche in der Welt zu zerschmettern, unbewußt die Autorität und das Prestige der „weißen“ Völker zermürbten und untergruben.

Die Hand der überstaarlichen Mächte

Das unbekannte Volk

Die in den letzten Tagen von der Presse gemeldete neuerliche Unterdrückungswelle des polnischen Staates gegen Ukraine wurde in Deutschland wenig beachtet. Die Kenntnis über Ukraine in Europa ist seltsam gering, und der Deutsche weiß eigentlich nur vom Weltkrieg her, daß es in Südrußland ein solches Land gibt, das reich an Landwirtschaft und Viehzucht ist und bei den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk sich von Rußland zu trennen versuchte. Dabei weiß der Deutsche darüber mehr als jeder andere Westeuropäer und fast auch als der Durchschnittsruße.

Der Name „Ukraine“ bedeutet so etwas wie „Grenzmark“ und wurde im alten Zarentum nicht gern gesehen. Man sprach damals von Kleirußland, Nodrufßland (in Wolhynien und um Halitsch) und Karpathorußland, denn „Ukraine“ galt als revolutionäres Schlagwort, die anderen Namen klangen aber mit Rußland verwandt und deuteten auf die angebliche völkische Zusammengehörigkeit dieser Teile des großrussischen Reiches, obgleich Karpathorußland im Verbands der Donaumonarchie enthalten war. Der Durchschnittsruße nun wurde so in dem imperialistisch-großrussischen Sinne erzogen, daß er gewohnt war, alle Teile seines großen Vaterlandes als „Russen“ anzusehen. Selbst solche geringfügigen Stammesunterschiede, wie sie in Deutschland zwischen Preußen und Bayern gelten, wurden in Rußland für Groß- und Kleirußen usw. nicht anerkannt. Moskau galt als legitimer Nachfolger des von Dschingis Chan zerstörten Kijew, das nordrussische Reich des ehemaligen fürbruffischen, welches in den Tatarenkriegen blutig unterging.

Gibt man von den sprachlichen Unterschieden aus, so erhält die Auffassung der völkischen Einheit der Ukrainer und der Großrußen einen Schein der Berechtigung. Der Ukrainer kann sich mit einem Moskewiter zur Not verständigen, ihre Sprachen sind verwandt. Aber ebenso konnte sich der Großruße auch mit einem Bulgaren, einem Serben, ja mit einem Tschechen verständigen, denn fast alle slavischen Sprachen weisen eine ausgeprägtere Verwandtschaft miteinander auf,

als die germanischen, z. B. die skandinavischen mit der Deutschen.

Südrußland - wir wollen zunächst bei dieser Bezeichnung bleiben, denn der Name Kleirußland wurde nur für bestimmte Souveränements um Kijew und Poltawa angewandt - hatte andere geschichtliche Schicksale zu durchlaufen als der übrige Teil des Reiches. In vorgeschichtlichen Zeiten drangen indogermanische Stämme, vermutlich nordischer Rassezugehörigkeit, in die weiten Steppengebiete am Dnjepr bis zum Don, von den Karpathen bis zum Mowischen Meer, ein, unterwarfen die dort bereits vorhandene Urbevölkerung, deren rassische Zugehörigkeit wohl niemals authentisch ergründet werden wird, und bildeten eine unzählige Menge kleinerer Volkstämme der Ur-Slawen. Sie breiteten sich nach Norden und Osten aus, lagen in ständigem Kampf mit den Steppennomaden, die von Asien her nachdrängten, und hatten in den ungeheueren Gebieten bei der dünnen Besiedlung keine Möglichkeit der Staatsbildung gehabt - wohl auch kein Verständnis für diese Notwendigkeit der gegenseitigen Unterstützung und Zusammengehörigkeit.

Beim Ausbreiten des Siedlungsgebietes der germanischen Goten brandete eine zweite große nordische Welle über dieses Land. Ja sie ging sogar über die oben ange deuteten Grenzen hinaus und erreichte den Kaukasus, und es ist anzunehmen, daß die nordischen Wellen, die nach Asien hinüberspülten und die großartige Kultur der indischen und iranischen Arier schufen, die Jahrhunderte vorher vermutlich denselben Weg wie die Goten gegangen sind, durch gotische Nachschübe Aufrechterhaltung erhalten haben.

Die Goten, die nicht nur als Oberschicht über die Ur-Slawen herrschten, sondern auch selbst Landwirtschaft und Viehzucht betrieben, brachten zweifellos einen starken Hundertsatz des nordischen Blutes in diese Gebiete. Ob eine Vermischung mit der slavischen Bevölkerung stattgefunden hat, läßt sich nicht nachweisen, ist aber anzunehmen, da auch die slavische Oberschicht damals zweifellos nordisch bedingt war. Nach dem Einbruch der asiatischen Nomaden, der Hunnen, wurden die gotischen Reiche im osteuropäischen Raum zwar

weggefegt, doch blieb ihre jahrhundertelange Anfälligkeit dort bestimmt nicht ohne Einfluß in rassistischer Hinsicht. Natürlich kam aber auch mongolisches Blut ins Volk, ganz abgesehen von dem dauernden Nebeneinanderleben mit allerlei anderstämmigen Nomadenvölkern, das gewiß auch anderes Blut der Bevölkerung zugeführt hat.

Später überzogen skandinavische Germanen das Land mit einer Reihe befestigter Kolonien längs des „Großen Weges“ von den Warägern zu den Griechen“, der über die Dniester, den Dneps, die Flüsse Wolchow, Dnjepr, Schwarzes Meer ging und auf dem sie ihre Handels- und Kriegszüge gegen Vnsanz unternahmen. Die Kolonien dienten als Warenumschlagplätze und zugleich als Sicherung des Weges gegen räuberische Absichten der Bewohner. Es bildeten sich die Fürstentümer von Nowgorod, in dem sich der germanische Thing bis in das 17. Jahrhundert n. d. Ztu. erhalten hat, Pskow (Pleskow) usw., später auch Kijew am Dnjepr. Die Nordmänner bildeten darin eine dünne kriegerische Woiwodschaft, während die Slaven Landwirtschaft und Viehzucht, sowie andere, handwerkliche Verufe ausübten. Zweifellos vermischten sich die „Waräger“ mit den Slaven, die bereits eine Vermischung mit der Urvölkerung durchgemacht haben. Das nordische Blut erhielt aber frischen Zusaß, und die Sitten und die Kultur dieser Zeit weisen starke Anklänge an nordisch-germanische Kultur auf. Das einzige (teilweise) im Original erhaltene Heldenlied „Vom Heereszug Igor's“, das sich an ein historisches Ereignis anlehnt, ist sowohl im Aufbau wie auch inhaltsmäßig mit den Sagen verwandt.

Obgleich diese letzte Welle nordischen Blutes zahlenmäßig vielleicht die schwächste war, hat sich ihr Einfluß bis in die Neuzeit erhalten, selbst als das alte Reich aus im Brand und Blutvergießen des Mongolensturms unterging. So kann man wohl sagen, daß der nordische Einschlag in der Kultur der Ukraine der vorherrschende ist, wenn auch andere, anderstämmige sich ebenfalls bemerkbar machen.

Der Mongolensturm zerbrach das Kijewer Reich, und die kleinen nordrussischen Fürstentümer unter Dnastien, die aus diesem Reich hervorgegangen waren, wurden durch den Moskauer Fürsten nach und nach zu einem sogenannten großrussischen Reich zusammengefloßen. In der Ukraine herrschte damals

Chaos. Die überlebenden kleinen Fürsten, unter totaler Herrschaft der Tataren, bekriegten einander und führten endlose Intrigen gegeneinander. Als später der Großfürst Dwan III. von Moskau das Joch der Tataren abschüttelte, wurde auch die Ukraine frei, und der Name stammt vermutlich aus dieser Zeit, da in dieser Grenzmark neben den Nesten der eingeseßenen Bevölkerung allerlei Menschen ansiedelten, die aus allen Teilen des nordrussischen Reiches ausgewanderten oder geflohen waren - entlaufene Leibeigene, gesuchte Verbrecher, religiöse Sectierer, Abenteurer usw. Auch die Nomadenvölker der Steppe wurden durch die seßhafte Bevölkerung aufgelassen, was natürlich nicht zur russischen Einheitlichkeit beitrug. Jedemfalls war es nach den Mongolentagen mit der ukrainischen Eigenstaatlichkeit vorbei. Das Land fiel zuerst zu Litauen, dann zu Polen. Schließlich, nach kurzer Unabhängigkeit traten die Gebiete links vom Dnjepr in den Verbund des großrussischen Reiches, das nach einiger Zeit planmäßig begann, dieses Volk zu russifizieren. Bald galt die ukrainische Sprache als ein Dialekt des platten Landes, der „Ungebildeten“. Das Wort Ukraine wurde ausgemerzt. Die größten Geisteshebeln des ukrainischen Volkes waren gezwungen, in großrussischer Sprache zu schreiben - so z. B. der größte russische Humorist Nikolai Gogol.

Anderer Teile, rechts vom Dnjepr fielen Polen zu, später ein Teil davon zu Österreich. Die Grenzen verschoben sich vielfach, das ukrainische Volk blieb aber unter Fremdherrschaft.

Trotzdem erhielt sich die Sehnsucht nach völkischer Freiheit und das Volksebewußtsein - letzteres namentlich auf dem Lande. Der „Chochel“, wie der Großrusse den Ukrainer verächtlich benannte, sprach seine Sprache und pflegte seine uralten, zum Teil heidnischen, nur nordärztig vom Christentum übertränkten Sitten und Gebräuche und haßte im übrigen nur den Polen, den „Lisch“, mehr als den „Moskal“, den Moskowiter. Es besteht zweifellos ein russischer Unterschied zwischen dem Großrussen und dem Ukrainer, der einem aufmerksamen Beobachter sofort auffällt. Und darum sind die Bestrebungen der Ukrainer zu einer Eigenstaatlichkeit verständlich und berechtigt. Daß der Russe die ukrainische Intelligenz derartig russifiziert hatte, daß manche ihrer Vertreter sogar das Vorhandensein einer

ukrainischen Sprache anzweifeln und die Versuche verspotteten, die ukrainischen Dialekte zu einer Schriftsprache zusammenzufassen, die unter den Sowjets unternommen wurden, besagt gar nichts.

Die Grenzen des ukrainischen Volkstums im Südosten Europas werden verschiedentlich angegeben und umstritten. Da aber dieses seit dem 13. Jahrhundert unter Fremdherrschaft lebende Volk Bestandteil völlig anderer Staaten ist, so haben seine Beherrscher natürlich das größte Interesse daran, die Kopzahl und das Siedlungsgebiet der Ukrainer als geringer anzugeben, ja das Vorhandensein dieses Volkes überhaupt zu leugnen, wie es die Russen seinerzeit getan haben. Heute sollen nun in der Ukrainischen Sozialistischen Sowjetrepublik 28,5 Millionen, ferner in angrenzenden Gebieten Sowjetrußlands weitere 7 Millionen, in Polen 6,5 Millionen, in Rumänien etwa 1,2 Millionen und in der sogenannten Karpatho-Ukraine etwa eine halbe Million Ukrainer leben.¹⁾ Das würde insgesamt etwa 44 Millionen Ukrainer in Osteuropa ergeben auf einer Fläche von etwa 900 000 qkm. Allein diese Zahlen rechtfertigen den Anspruch dieses Volkes auf Eigenstaatlichkeit, ganz abgesehen von seiner Kultur, die zwar in den letzten Jahrhunderten so stark mit der großrussischen verknüpft war, daß manche ihr Vorhandensein überhaupt zu leugnen versuchen, die jedoch ohne Zweifel starke bölfische Eigenart zeigt (Wogol, Schewtschenko u. a.).

Man kann im Rahmen dieser kurzen Ausführungen die Geschichte und die Kulturgeschichte der Ukraine natürlich nur streifen. Es sei also nur noch hinzugefügt, daß die Ukrainer vorwiegend griechisch-orthodox sind trotz nachdrücklichen und zuweilen brutal-terroristischen Versuchen der Polen, die Polonisierung des Volkes mit dessen Katholisierung zu verbinden. Blutigste Tage der ukrainischen Geschichte wurden dadurch heraufbeschworen, und bis heute gilt noch in Rußland „polnisch“ und „katholisch“ als gleichbedeutend. Der Haß gegen die Polen ist in der Ukraine geschichtlich begründet und gerechtfertigt. Die polnischen Bekehrer wirkten dabei im engen Bunde mit den Juden, denen sie eine Zeit

lang orthodoxe Kirchen und Schnapsbrennen in Pacht gaben, so daß der Ukrainer für seinen Schnaps und für den Kirchenbesuch dem Juden eine Taxe zu zahlen hatte.

Aber auch neben den polnischen Versuchen, Ukraine zu katholisieren, bemühte sich der Papst, dieses Volk seiner Schafherde einzuverleiben. Während der Unabhängigkeit des russischen, also ukrainischen Großfürstentums Halitsch schickte der Papst im 13. Jahrhundert an den Großfürsten Danilo einen Legaten, der ihm den Schutz des „geistlichen Schwertes“ der römischen Kirche anbot und ihn zum Übertritt bekehrten wollte. Da klopfte der Großfürst an sein eigenes, eisernes Schwert und meinte, daß er damit sein Fürstentum zusammengegründet und keinen Bedarf für andere Schwerte habe. Die unter polnischer Mitarbeit geschaffene „Unio“, d. h. das, was man heute als „katholische Kirche nach östlichem Ritus“ nennt, hatte wenig Erfolg und das nur in Wolhynien. Die „Uniaten“ waren in der Ukraine fast noch mehr verhaßt als Polen und Juden.

Daß ein so zahlreiches und freiheitsliebendes Volk, wie die Ukrainer es sind, auf die Dauer die Fremdherrschaft nicht ertragen wird, ist jedem vernünftigen und unboreingenommenen Menschen klar. Viele Hoffnungen knüpfen ukrainische Patrioten an das bölfische Erwachen in Europa, das in Deutschland den Anfang und im Dritten Reich seinen mächtigsten Ausdruck fand. Man kann heute natürlich nicht sagen, wie und wann sich das Geschick der Ukraine abwickeln wird. Aber auch die überstaatlischen Mächte beginnen, immer mehr mit diesem neuen Faktor zu rechnen, besonders Rom, das sich mit dem Befangen des polnischen Staates stets identifiziert hat und es auch heute noch tut.

Der Weg Rom's nach Osten

Die Gründung der „katholischen Kirche nach östlichem Ritus“ liegt, wie wir gesehen haben, schon weit zurück. Unter Pius XI. wurde sie mit besonderer Liebe ausgebaut, als sich Rom anschickte, das Erbe der vernichteten griechisch-orthodoxen Kirche anzutreten und sich an den „reinen Tisch“, den ihm der „gottlose Bolschewismus“ nach den Worten des Vaters Echnostomus Baur nach dem Willen Jahwe's bereite, behaglich niederzulassen. Noch ist es nicht so weit, und Stalins Reich bleibt für Rom verschlossen. Dafür leitete es eine groß angelegte Offensive gegen die polnischen

¹⁾ Die Zahlenangaben entnehme ich der interessanten Schrift „Die Ukraine“ von M. Tsouloufidis, W. Goldmann Verlag, Leipzig, 1939, 108 Seiten, geb. 2.50 RM.

Ukrainer ein, die, wenn auch langsam und unter beharrlichem Widerstand, Boden gewinnen, weil der polnische Staat hier mit größtem Nachdruck und mit allen Mitteln des staatlichen Terrors nachhilft. Eine ganze Reihe katholischer Ordensniederlassungen entstand in den letzten Jahren längs der östlichen Grenze Polens. Die Kirchen der Orthodoxen werden enteignet, geschlossen, abgerissen - so die Warschauer Kathedrale und viele andere mehr. Ukrainische kulturelle - geschweige denn politische - Vereinigungen werden brutal unterdrückt. Die ukrainische Sprache wird ebenso verfolgt, wie im alten Rußland.

Vor einer neuen „Union“?

Die M.N.Z. vom 15. 6. melden aus London:

„In Kreisen der anglikanischen Kirche, die es sich seit Jahren zur Aufgabe gemacht haben, das britische Imperium auf kirchenpolitischen Umwegen weiter auszubreiten und alle nicht-römischen Kirchen in einer ökumenischen Bewegung zusammenzuschließen, hat eine Nachricht Bestürzung hervorgerufen, derzufolge ernsthaft Verhandlungen zwischen Papst Pius XII. und dem orthodoxen Patriarchen von Konstantinopel zur Vorbereitung einer Union geführt werden. Das unmittelbare Ziel dieser Fühlungnahme ist die

Einrichtung einer ständigen wechselseitigen diplomatischen Vertretung, die den Vatikan und den Phanar - so heißt der Palast des Patriarchen am Bosporus - enger miteinander verbinden.

Der orthodoxe Patriarch von Konstantinopel nimmt eine Art Ehrenstellung über den sonst unabhängigen orthodoxen Kirchen des Ostens ein, von denen bereits einige - die litauische, rumänische und jugoslawische - in engere vertragliche Beziehungen zur anglikanischen Kirche getreten sind. Offenbar ist es dem Erzbischof von Canterbury nicht gelungen, auf seinem Besuch in Kon-



Es schüttelt Nase, Herz und Hand.
Nä, bringt ihr sicher mich an Land.

Oder lebt trotz aller Müß und Gänzen
Ger noch das ganze Schiff versaufen!

stantinopel im April dieses Jahres auch den Patriarchen in seine Kreise zu ziehen. Mit dem anglikanischen Imperialismus hätte dadurch auch der hinter ihm stehende angelsächsische Kultur-Imperialismus eine Schlappe erlitten.

Da auch die anglikanische Hochkirche „auf dem Wege nach Rom“ marschiert - siehe: Aus anderen Blättern, Folge 8, 9. Jahrg. -, ist „der Schlag gegen den britischen Imperialismus“ kaum so tragisch zu nehmen. Die allgemeine Stimmung, für die seinerzeit der schwedische Bischof Söderblom und auch die Oxford-Bewegung eingetreten sind, bereitet sich im Stillen vor. Die Klerisei aller Schattierungen

ist jedenfalls dabei,⁷⁾ es die Laiken, die Herden, folgen werden, ist allerdings eine andere Frage. Es könnte schließlich sein, daß dieser letzte Schachzug der Kirchen zu einem allgemein-christlichen Chaos und zum Untergang des Christentums führen wird. In der Ukraine jedenfalls war es so. Während der orthodoxe Klerus für eine Union gewonnen werden konnte, widersetzte sich das Volk dieser Unterwerfung unter den Papst - und dies kann sich auch heute wiederholen. H. Rehwaldt.

⁷⁾ G. a. M. Ludendorff, „Bekennnis der Protestantischen Kirche zum römischen Katholizismus“.

Aus anderen Blättern

Fieberhafte Arbeit im Vatikan

Der englische Botschafter beim Vatikan, Osborne, wurde vom Papst in Audienz empfangen. Nach der Audienz hatte er eine Unterredung mit dem Kardinalstaatssekretär Maglione. . . Die Bibliothek des Papstes und die Kanzlei des Kardinalstaatssekretärs waren bis drei Uhr morgens hell erleuchtet, und es heißt, daß der Papst ununterbrochen an seinen Friedensvorschlägen arbeite.

(Süd-Ost, Hermannstadt, 8. 7. 39.)

Papst Pius XII. empfing in Privataudienz den deutschen Botschafter beim Vatikan und Frau v. Bergen. - Im übrigen wird der Papst in den ersten Julitagen seinen Sommeraufenthalt in Castell Gandolfo beziehen. Es heißt, daß er die Stille seines Sommerhauses zur Ausarbeitung seiner ersten großen Enzyklika benutzen wird. (M.N.N. 10. 6. 39.)

In Rom spricht man über die interessante Nachricht, daß Herr Bottai, Minister für Erziehungswesen, heute in einer Sonderaudienz vom Papst empfangen wurde. Denn es ist kein alltägliches Ereignis, daß ein faschistischer Minister den Papst besucht, und es ist klar, daß die heutige Audienz mehr als eine nur persönliche Note hat, da Herr Bottai von mehreren Mitgliedern seines Stabes begleitet war.

Man nimmt an, daß der Minister dem Papst seine Ideen über die Anwendung der faschistischen Schulreformen auseinandersetzen wünschte, deren Richtlinien vor ein oder zwei Monaten veröffentlicht wurden. Unter den Katholiken herrscht eine gewisse Besorgnis darüber, inwieweit die Absichten der Regierung,

die ganze Erziehung in Italien nach faschistischen Grundsätzen zu ordnen, den Lehrplan der katholischen Schulen beeinträchtigen würde.

(The Times, 20. 5. 1939.)

Die französischen Prinzen im Vatikan

Der Herzog und die Herzogin von Guise¹⁾, begleitet von dem Graf und der Gräfin von Baritaut, und der Graf von Paris²⁾, begleitet von dem Grafen Pierre de la Rocque, wurden in feierlicher Audienz von Papst Pius XII. heute, Mittwoch mittag, empfangen. Die Prinzen des Hauses von Frankreich hatte darauf eine lange Unterredung mit dem Kardinalstaatssekretär Mgr. Maglione. Die Ankunft und die Absicht der Besucher spielten sich mit den traditionellen Zeremonien ab.

(Le Temps, 8. 6. 39.)

Der Vatikan macht Grenzpropaganda gegen Danzig

„L'Espresso Romano“ schreibt unter dem Titel „Die skandinavische Presse und der Handel von Danzig“, daß die skandinavischen Länder von der unlöslichen Verbundenheit der Wirtschaft Danzigs mit Polen überzeugt seien. „Extrablatt“ schreibe, Danzig sei bis zum Ende des Weltkrieges ein kleiner und vernachlässigter Hafen des baltischen Meeres gewesen und habe dann, dank dem polnischen Seehandel einen unerhörten Aufschwung genommen. Die Entwicklung des Danziger Hafens schreite mit jedem Tage fort. Die Vereinigung Danzigs mit dem Reich müsse notwendigerweise die schwer-

¹⁾ Beide französische Kronprätendenten. Sollte sich hier eine neue „Ottomade“ anbahnen? D. Schriftleitung.

ften Schwädigungen für den Hafen und die Danziger Bevölkerung mit sich bringen. - Der Walfan bläst also in daselbe Horn wie die „Nagen“ Leute in London und Paris, wobei er seine Argumente ausgerechnet aus solchen skandinavischen Mütter schöpft, deren Tendenz mit dem Volkstrotzgeist auf das beste harmonisiert. Kann man bei einer solchen Sachlage eine Objektivität des Urteils erzielen? Die skandinavische Presse wird gut daran tun, sich dagegen die deutschen Ansichten und Urteile etwas eingehender zu betrachten, ehe sie mit ihren tendenzlosen Behauptungen hervortritt.

(Danz. Vorposten, 30. 5. 39.)

Katholische Bestandserweiterung

Im Zuge der politischen Ereignisse des letzten halben Jahres dürfte vielen ein Vorgang entgangen sein, der höchstes Interesse verdient. Wir finden in dem deutschen Blatte aus Winnipeg folgende Meldung:

„Im Auftrage des verstorbenen Papstes hat der Bischof Butskis in Litauen eine katholische Kirche gegründet, die äußerlich die Zeremonien der russisch-orthodoxen Kirche übernommen hat. Bereits nach kurzer Zeit konnten die ersten Erfolge gemeldet werden: Ein großer Teil der in Litauen lebenden Russen trat zur römisch-katholischen Kirche über, nachdem diese die ihnen vertrauten Formen übernommen hatte.“

Man sieht, die Methoden sind wandelbar. Erfolg müssen sie haben, wie - das spielt keine Rolle. (Deutsche Wochenschau, 29. 3. 39.)

Nur scheinbare Bekämpfung der Freimaurer in Polen

Das in Polen vor einigen Monaten unter dem Druck der öffentlichen Meinung erlassene Gesetz zur Bekämpfung freimaurerischer Organi-

sationen hat sich bisher nur gegen einen Bruchteil der bestehenden Freimaurerlogen gerichtet. An zahlreichen polnischen Logen - man sagt, wegen ihrer guten Beziehungen zu maßgeblichen Kreisen - ist man bisher vorbeigegangen.

„We“ weist heute darauf hin, daß diese Logenbrüder sogar, nach wie vor politisch im Sinne ihrer Logeninteressen und Verpflichtungen tätig sind. Die neuesten Richtlinien, die die polnischen Logenbrüder aus dem Ausland erhalten haben, fordern u. a. eine verstärkte Unterstützung jeder Art von deutschfeindlicher Agitation. Dabei sei insbesondere gegen den Nationalsozialismus zu agitieren und darauf hinzuweisen, daß das „demokratische“ Deutschland die „Fehler des Dritten Reiches“ nicht gemacht habe. Aufs schärfste sei der Antisemitismus zu bekämpfen, der einfach als nationaler Verrat an Polen herauszustellen sei. Das polnische Volk müsse vor die Alternative gestellt werden, entweder mit den Juden gegen Deutschland zu marschieren oder mit Deutschland gegen die Juden.

Alle Versuche, soziale Reformen in Polen zustande zu bringen, seien abzuweisen, und zwar mit der Begründung, daß jetzt für derartige Versuche keine Zeit sei, man müsse Reformen auf ruhigere Zeiten verlegen. Vor allem müsse man sich die Gunst des internationalen Kapitals für Polen erhalten. Eine Verständigung zwischen den national eingestellten Kreisen dürfe nicht zustande kommen, dafür müsse die Sowjetunion als natürlicher Bundesgenosse Polens herausgestrichen werden.

Innerpolitisch sei in Polen die Schaffung einer rein demokratischen Regierung aller Färbung anzustreben. (Danz. Vorposten, 2. 6. 39.)

Stimmen aus dem Leserkreis

Durch den von Dr. Mathilde Ludendorff im Heiligen Quell vom 5. 5. 39 veröffentlichten Artikel „Geben Sie nach, oder!“ wurde ich an 2 an uns gerichtete Briefe erinnert. Beiliegende Schreiben sind nun das Ergebnis eines Meinungsaustausches zwischen den Volksgenossen, bei welchen unsere Tochter als Ferienkind weilte und ein von uns an die Pflegeeltern mitgegebenes Begrüßungsschreiben.

„Was wohl ein einfacher Arbeiter viel von den Schriften eines Generals und dessen Frau versteht!“, so ungefähr ist wohl die

christliche Meinung. Nun will ich als solch „Einfacher“ mal meine Meinung sagen oder vielmehr schreiben; auch wenn es nur in unserem Verlag gelesen wird. Daß man dort meine Ansichten verstehen wird, auch wenn es nicht im „Gelehrtenstil“ geschrieben ist, weiß ich. Aus den Schriften des Hauke Ludendorff habe nun doch ein klares Erkennen in Fragen Weltanschauung gewonnen und kann ich den „Jahwekreisch-Versehrungsagenten“ sagen: „Die Jenseitsbanglemacherei kann uns nicht mehr erschüttern!“ Für die Jahwehämmer ist das Wasser wohl

beträchtlich weniger geworden; denn was sollte sonst die haßerfüllte Schreiberlei an die Deutsche Frau und Mutter sein, als grenzenlose Angst vor dem völligen Versiegen der Quelle durch das weitere Wirten dieser genialen Frau. So wie es eine Unmöglichkeit ist und bleiben wird, Sonnenstrahlen Einhalt zu gebieten; um noch viel weniger wird es den Jahmehdienern gelingen, die vom Hause Ludendorff ausgehende Wahrheit über das Christentum und alle Ostkultvereine zu unterdrücken.

Mit dem Wunsche, die Wahrheit möge den Sieg ertingen, zeichnen und grüßen

Sippe Gr. . .

Zu meinem 75. Geburtstage sind mir so viele freundliche Grüße zugegangen, daß ich bitten muß, auf diesem Wege meinen herzlichsten Dank für all das treue Sendeken abtatten zu dürfen.

v. Bronfart.

Ein tapferer Mitkämpfer, der nicht glaubte, den Feldherrn zu überleben, hinterließ in seinen testamentarischen Briefen die Worte

Freiburg i. Br., im Lenzing 1937.

„Euer Erzellenz!“

Wenn diese Zeilen in Ihren Besitz gelangen, bin ich nicht mehr. - Ich kann aber diese Welt nicht verlassen, ohne dem Hause Ludendorff, dem ich zusammen mit meiner Frau seit 1928 mit Leib und Seele anhangen, meinen innigsten Dankes- und Abschiedsgruß zu übermitteln.

Es war mein schönster Erfolg, hier im schwarzen Freiburg den Tannenberghund zu gründen. - Möchte eine aufgeklärte Welt sich bald die Freiheit, die Deutsche Gotteskenntnis schenkt, aber auch die Pflichten, die sie fordert, zu eigen machen. Dies ist mein heißer Wunsch!

Es lebe die Freiheit!

Eust von Kriegsheim, Oberstleutnant a. D.“



„Waffenwartungs- und Anzeigenteil“

Unterhaltung- und Anzeigenteil

der Ludendorffs Halbmonatsschrift „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft“

Was eine Deutsche in Rigas Ehrenzeit erlebte . . . / Von Dr. G.

Deutsches Frauenschicksal vor 20 Jahren

Ein kleines Blatt Papier mit kurzen Aufzeichnungen, vor nun 20 Jahren niedergeschrieben, liegt vor mir. Ein Deutscher Freikorpsführer fand es beim Rückzug aus dem Baltikum. Erinnerungen an Rigas Schicksal im Jahre 1919 werden wach. Doch lassen wir die vergilbten Aufzeichnungen sprechen. Sie reden die Sprache Deutschen Leidens und Deutschen Ringens:

6. April 1919. 2. Polizeiwache

Ein Vorfrühlingsabend. Von der Düne leuchtet der rotgefärbte Himmel der untergehenden Sonne. Mit Wonne atme ich die herbe, immer noch kalte Abendluft ein. Im felsamen Gegenfah steht die Schönheit des Aprilabends zu dem finsternen Druak, mit dem die Volksherrschafft nun schon seit mehr als drei Monaten auf der alten Hansestadt Riga lastet. Lange genug habe ich im Zimmer gefressen, man wollte die Straße meiden. Nach-

denklich gehe ich des Weges. Wie wird das alles enden? - Da, ein Willkürmann - es gibt kein Ausweichen mehr - schon hat er mich gefaßt: „Ihren Ausweis!“ Ich zeige meinen Paß. „Kommen Sie mit!“

Wir gehen die paar Schritte zurück zur Polizeiwache. Ich werde vernommen - Leibesvisitation, - Geld und Goldsachen muß ich abgeben.

„Warum behalten Sie mich hier, was habe ich denn getan?“ wage ich zu fragen. „Was Sie getan haben?“ - haßerfüllt kommen die Worte aus grinsendem Munde. „Was Sie getan haben, die Deutschen, das werden Sie nur zu bald zu fühlen bekommen!“

Meine Schuld war ja nun „erwiesen“. „Folgen Sie mir!“ ertönt die gleiche Stimme. Wir steigen die Treppe hinauf, es nimmt kein Ende - wohin geht es wohl? Endlich sind wir im fünften Stockwerk angelangt. Wir gehen durch einen dunklen Korridor, eine Tür wird geöffnet, ich werde hineingestoßen.

Da höre ich meinen Namen rufen, ich erkenne Marion und noch andere bekannte Gesichter. Welch ein Trost, vereint mit anderen kann man alles ertragen! Über 30 Männer und Frauen stehen und sitzen zusammengedrängt in dem kleinen Raum. Die meisten sind in ihrer Wohnung verhaftet worden und haben wenigstens das Nötigste an Sachen mitnehmen können.

Die Uhr an der Kommerzschule uns gegenüber zeigt die zweite Nachtstunde an. Da - Getrappel, Schimpfen, Schreie . . . wir werden hinausgejerrt auf die Straße. Das Häuflein Menschen, bewacht von zehn Rotgardisten, setzt sich in Bewegung. Die Straßen sind fürchterlich schmutzig und naß, es hat Tauwetter eingekehrt. Der Schnee des Winters hat sich in große schmutzige Wasserlachen verwandelt. Zuerst springt man noch hier und da über eine Pfütze; doch bald gibt man es auf, es ist ja doch gleich. Schritt für Schritt geht es weiter. Wohin eigentlich? Keiner weiß es, und man mutmaßt, entweder zum Bahnhof und nach Sibirien oder ins Gefängnis oder zum Erschießen? Unseren Peinigen geht es zu langsam; wie eine Herde Vieh werden wir getrieben . . . Immer weiter, weiter . . . am Bahnhof vorbei . . . Sibirien ist es also nicht. Nach mühsamem dreistündigem Weg landen wir im Zentralgefängnis.

8. April 1919. Zelle 10

12 Fuß lang, 6 Fuß breit. Sechs Personen werden mir da hineingeschoben. Marion ist auch dabei; ich freue mich darüber. Eine alte Dame bekommt die Prüfsche, wir anderen setzen uns auf den Fußboden, liegen können wir nicht . . . Langsam, unendlich langsam weicht die Nacht, und mit der Dämmerung des neuen Tages wandern die Gedanken in die vertorene Freiheit und zu den Meinigen nach Hause zurück. Aber die Geräusche des erwachenden Gefängnisses führen mich wieder der Wirklichkeit zu, und noch heute höre ich das entsetzliche, monotone Tuf, Tuf eines Stetzfußes. Unser Wächter, der im Korridor patrouilliert, hat ein Holzbein. Wie quälend, wie drohend ist dieser Ton, eine unerträgliche Mahnung des uns bevorstehenden Schicksals. Man will sich ablenken, sich waschen, etwas Warmes trinken - es ist so feuchtkalt in der Zelle. Stunde um Stunde verrinnt. Mittag ist schon längst vorbei. Wir wagen es, an die Tür zu klopfen. Eine kleine Klappe in der Tür tut sich auf und die zornige Stimme des Stetzfußes schreit uns an: „Ihr habt zu warten!“ Bald sind zwölf Stunden um

- will man uns hier verhungern lassen? Nach einer weiteren Stunde dürfen wir die Zelle für einige Minuten verlassen.

10. April 1919 **Übersiedlung nach Zelle 1**

Eine riesengroße Zelle mit 16 Prüfsche nimmt uns auf. Wir sind aber 30 Frauen, die hier untergebracht werden, so daß ein Teil von uns auf Tischen und auf dem Fußboden schlafen muß. In den nächsten Tagen werden viele meiner Zellengenossen fortgebracht, wohin - wir erfahren es nie. Zwölf Frauen bleiben wir zurück und halten treu zusammen. Marion und ich haben unsere Holzprüfsche nicht an der großen, aus Eisenstäben bestehenden offenen Zellentür. Marion ist 23 Jahre alt, und ich bin 19 - die anderen sind älter. Marion singt und öfter vor. Sie stellt sich in eine entfernte Ecke der Zelle und durch die offene Tür tönen ihre Lieder hinaus, gleichsam als Trost für die anderen Mitgefangenen. Wir singen dazwischen auch dreistimmig zusammen, aber bald wird das Singen ganz verboten . . . Marion ist sehr traurig. Ich glaube zuversichtlich an die Befreiung; sie zweifelt daran. Sie denkt immer an ihre Mutter, die in einem anderen Gefängnis sitzt, an ihre Brüder, die an der Front um die Befreiung Rigas kämpfen.

Es ist ein trauriger Anblick, wenn früh am Morgen der Gefängniswärter kommt und uns zur Kontrolle aufruft. Die alten Damen erheben sich nur schwer vor ihrem Lager. Die älteste ist über 70 Jahre alt. „Die ganze Nacht kein Auge zugemacht, alle Knochen tun weh“, klagen viele . . . Wir müssen uns in Reich und Glied aufstellen und werden gezählt. Der bolschewistische Kontrolleur ist ein russischer Jude; alles, was uns ein wenig Erleichterung verschaffen könnte, verbietet er. Drei elektrische Birnen erhellen die ganze Nacht unsere Zelle, und das Licht scheint uns gerade ins Gesicht. Mit vieler Mühe haben wir sie mit Papier verdunkelt, und dafür will er einige von uns in eine dunkle Zelle sperren.

13. April 1919. **Der erste Gruß von draußen**

Unsere Schließerin, eine Lettin, bringt mir einen Gruß von den Meinigen. Endlich eine Nachricht! Ich muß zwischen den Zeilen lesen; es geht ihnen auch sehr schwer; die Lebensmittel gehen zur Neige, und zu kaufen gibt es nichts. Sie haben mir von zu Hause etwas Grüße mitgeschickt; sie schmeckt wie die schönste Delikatesse. Und doch bleibt mir der Bissen im Munde stecken, wenn ich daran denke, wie die Meinigen ihr Leides haben hergeben müssen,

um dieses Frauenzimmer zu bestechen. Sie war nur erträglich, wenn sie die Nacht mit ihren Kommisariaten Orgeln gefeiert hatte und des Morgens nicht ganz nüchtern unsere Zelle betrat. . . Alles Denken, alles Fühlen wird von dem nagenden Hunger beherrscht, und dieser Hunger wird zum körperlichen Schmerz, der nur zu stillen wäre, wenn man etwas hätte, um die unerträgliche Leere des Magens zu füllen. Aber wie soll man das anfangen, wenn es morgens nur ein kleines Stückchen Brot gibt und mittags die Gefängnisuppe, d. h. eine Schüssel heißen Wassers mit einigen darin schwimmenden Kohlblättern? Wer Glück hat, der findet vielleicht eine Kartoffel, aber das ist schon recht selten.

20. April 1919. Eine schlimme Nacht

Mitternacht. Lautes Sprechen auf dem Gang weckt uns. Der Stelzfuß unterhält sich mit der Wärterin Olja; ich kann jedes Wort verstehen: „Man müßte sie alle sofort erschließen“, sagt er, „wozu dieses lange Warten? Uns kostet das Füttern dieser Bestien Geld, bewachen muß man sie auch noch, und dann möchte ich es auch erleben, wie sie umfallen. . . wie die Hasen auf einer Treibjagd. Und wenn sie nicht gleich tot sind, dann wimmern sie noch ein wenig. Aber um Gnade bitten - das tun sie nie!“

Olja scherzt eifrig mit ihm. Man hört Lachen, Küssen, grobe Scherzworte fallen. Tuf, tuf, tuf - hohl klingt es den Korridor entlang. . . der Stelzfuß steht vor unserer Zellentür. Er geht nie ohne Gewehr. Schon steht der Flintenlauf zwischen den Eisenstäben. Er zielt. Ich halte die Augen geschlossen und stelle mich schlafend. Ich liege ja dicht an der Tür und habe das Gefühl, daß ihn die geringste Bewegung reizen und veranlassen könnte, loszuschießen. In der Zelle ist es so still, daß man eine Stecknadel hätte fallen hören. - Olja kommt tänzelnd heran. Sie besitzt jene leichte russische Koketterie, auf die auch dieser grobe Keel reagiert. „Und ich werde es doch durchsehen!“, sagt er noch im Verschwinden. Es sind wohl nur Augenblicke gewesen - es fühlen uns eine Ewigkeit.

Wir unterhalten uns oft über Politik; manches Mal bringt uns Olja auch eine Zeitung mit, die „Nots Fahne“, mit den langen Listen der zum Tode Verurteilten. Mit gleichen Gesichten durchfliegen die verheirateten Frauen die Kamentreihen; womöglich steht der Name ihres Mannes auch darunter? . .

25. April 1919. Gewitter

Immer düsterer wird es in unserer Zelle. Aber dem kleinen Himmelsausschnitt, den das Zellenfenster freiläßt, ziehen schwarze Wolken. Ganz weit erst grollt der Donner. Das Grollen nähert sich endlich und ein fahler Blitz erhellt die Zelle, fast unmittelbar hinterher folgt das Krachen. Das Gewitter steht über uns. Wie seltsam, wie eigenartig ist die Stimmung! Fern von dem Erwachen und Erblühen der Frühlingswelt da draußen haben wir die letzten Wochen gelebt und stehen jetzt doch ganz plötzlich wieder unter dem Eindruck des Naturgeschehens. Und diese Stimmung löst in uns die Erwartung aus; es muß etwas geschehen! In den Wirtagen hören wir die Nachtigall und lauschen jeden Abend ihrem Gesang. Olja hat mir wieder einen Brief von daheim gebracht. Meine Schwester schreibt mir, wie sollen dem Mut nicht verlieren; es gingen Gerüchte in der Stadt um, daß die Hilfe nicht mehr fern sei. Zu kaufen gäbe es nun schon lange nichts mehr, aber der bolschewistische Herr und Gebieter von Riga, Peter Stusjka, habe geäußert: solange nicht zehn Weiber auf der Straße einer Ratte nachlaufen, gäbe es keine Hungernot in Riga. . .

21. Mai. „Pädchentag“

Es ist unser einziger Lichttag; denn da dürfen wir von zu Hause Essen erhalten und haben dabei Gelegenheit, die Unfrigen wiederzusehen. Die Pakete werden dabei streng kontrolliert, die besten Sachen behalten die Bolschewisten für sich. Wir sind alle auf dem Hof versammelt. Ich erblicke schon von weitem meine Schwester; sie kommt näher und flüstert mir eilig ein paar Worte zu. . . Eine traurige, tief erschütternde Szene ist das Wiedersehen dieser Eingekerkerten, dem Tode Geweihten mit ihren Angehörigen! Für viele war es das letzte Wiedersehen, der letzte Händedruck, ein Abschiednehmen für immer, ohne daß man sich dessen bewußt war.

Da steht eine junge Frau, glücklich und strahlend beim Anblick ihrer Lieben. Sie lächelt ihrem Manne zu - dann sieht sie ihre Kinder und in Aufwallung ihrer ganzen Liebe breitet sie die Arme nach ihnen aus, um sie fest, fest an sich zu drücken und das so lange entbehrt Mutterglück zu fühlen. Und dann kommt das Rohe, Herzzerreißende: mit harter Gewalt tritt ein Notgardist zwischen Mutter und Kind und reißt sie auseinander. Weinend sieht der kleine Jürgen ihr nach. „Ramm!“ schlucht er, und sie winkt ihm, den sie eben

noch in den Armen gehalten hatte, wie aus welter Ferne zu und, als der Notar nicht weiter schimpft, wendet sie sich zu ihm und sagt: „Es ist doch mein Kind!“ . . .

22. Mai 1919. Der Tag der Befreiung

Aus unserem Zellenfenster geht der Blick über die ergründenden Fliederbüsche auf eine weite Sandwüste hinaus. Auf dieser Fläche ist heute eine ungewohnte Bewegung. Menschen, schwer beladen mit Rucksäcken, laufen, rennen, stolpern durch den Sand, um in wilder Hast die große Straße, die nach Nordosten führt, zu erreichen. Flugzeuge schwirren in der Luft. Von fern hallt Kanonendonner in unsere Zelle herüber. Was bedeutet das alles? Wir wußten es nicht, daß, als am späten Nachmittag die Henker in unsere Zelle traten, Miga bereits in den Händen der Befreier war, daß die ersten tapferen Soldaten Deutscher Freikorps und der Baltischen Landeswehr mit Hans von Manteuffel die Lüneburger Brücke gestürmt hatten! Wir wußten es nicht, daß die Zitabelle, das Gefängnis an der Düna, erobert und die Gefangenen befreit waren . . . Wir wußten auch nicht, daß das Panzerauto, das uns die Befreiung bringen sollte, im tiefen Sande stecken geblieben war und dadurch die bolschewistischen Henker die Zeit für ihre letzte Mordtat gefunden hatten.

Aus der Erinnerung heraus weiß ich, daß ich jene furchtbaren, nun folgenden Augenblicke des letzten Ausklangs meiner Lebenszeit erlebt und überlebt habe. Wie jenes Erleben aber wirklich gewesen ist, das fühle, erlaube ich heute gleichsam nur noch unbewußt, ohne ihm Worte

verleihen zu können. Es kam die Entscheidung . . . War es Mitleid, war es etwas ganz anderes, das jenen Mann im Spitzbart veranlaßte, mich in die Zelle zurückzustößen und mich dadurch von dem letzten Leidensgang meiner Zellengefährtinnen auszuschließen? . . . Ich blieb in der Zelle, und das bedeutete Leben, und dort gingen die anderen aus der Zelle hinaus und das war - der Tod. Sie werden hinausgeführt. Das Geräusch ihrer Schritte verklingt und dann . . . das Hämmern der Maschinengewehre. Die „Migasche Zeitung“ brachte am nächsten Tage unter Angabe der Namen der Ermordeten - es waren 8 Frauen und 26 Männer - folgende Notiz:

„Donnerstag nachmittag, als unsere Retter schon in der Stadt waren, haben vertierte Verbrecher im Zentralgefängnis noch eine Reihe wehlofer Gefangener ermordet, die den Märtyrertod für die Heimat gestorben sind.“

Der NSV Kindergarten

Der Schulthes war dagegen. Immer. Aus Prinzip. Es gibt solche Leute.

Er war ja sonst grad kein unebener Mann, der Schulthes. Nur sein Widerpruchsgeist - nun, die Lene, was seine Frau war, die konnte allerhand davon erzählen. Sie war nicht zu beneiden, die Lene, mit diesem Querkopf von einem Mann.

Da war zum Beispiel die Geschichte mit dem Kindergarten. Die NSV, hatte einen so herrlichen neuen Kindergarten eingetichet im Dorf, und die Mütter waren des Lobes voll. Und erst die Kinder! Die wußten Wunder-



Dinge zu erzählen von dem frühlichen Leben und Treiben im Kindergarten.

Nur nicht die beiden Kleinen vom Schulthes. Da ruhte alles Betteln und alles Weinen nichts. Alle Vorhaltungen der Frau, was für eine große Enttäuschung das doch wäre, wenn sie die beiden nicht mehr den ganzen Tag am Schürzenzipfel hängen hätte, wurden kurzerhand abgeschnitten. Der Schulthes war dagegen. Aus Prinzip. Es gibt solche Leute.

Aber dann kam das Unglück mit der Frau. Die Lene hatte schon längere Zeit eine ihrer großen braunen Hennen im Verdacht, daß sie „verlege“. Und an dem unheilvollen Tag sah sie die Braune richtig aus der Scheune kommen. Bei erster Gelegenheit stieg dann die Frau auf den Heustock, um nach den Eiern zu suchen. Und da, in dem dämmerigen Licht, trat sie daneben und stürzte. Nun lag sie schon in der zweiten Woche mit dem gebrochenen Fuß. Es war halt ein Elend. Wenn die Bäuerin fehlt, fehlt es hinten und vorne auf dem Hof.

Die Nachbarinnen halfen zwar aus, so gut es ging. Am schlimmsten aber war es mit den Kindern, dem Jürgel und der Lies. Den ganzen Tag trieben sie sich ohne Aufsicht herum, und die kranke Frau in ihrer Stube hatte Todesängste auszustehen, wenn sie dran dachte, was den Rangen alles passieren könnte.

Wichtig fiel dann das Viesle eines Tages in den Bach, und wenn der Knecht vom Bichler nicht grad dazu gekommen wäre, dann wäre die Geschichte schlimm ausgegangen. Da aber wurde es den Weibern zu dumm. Die Bichlerin, die das rascheste und mundfertigste Frauenzimmer auf Weilen im Umkreis war, knöpfte sich den Schulthes vor: „Jetzt hört sich aber alles auf! Hat man da einen so schönen Kindergarten im Dorf, und niemand braucht sich um das kleine Kroppzeug zu kümmern. Bloß der Schulthes, freilich, der Herr Schulthes mit seinem Dickhädel, der läte seine Kinder eher erlaufen lassen, als daß er sie in den Kindergarten schickt. Bloß weil der Herr Schulthes so ein Dickhädel ist. Du solltest Dich schämen, Schulthes!“ Damit aber ließ es die Bichlerin nicht bewenden. Am anderen Morgen kam sie schon früh zum Hof des Schulthes, zog die beiden Kinder säuberlich an und führte sie kurzerhand in den Kindergarten. Der Mann brummelte zwar allerlei, verzog sich aber dann in die Ställe. Mit der Bichlerin wollte er lieber nicht anbinden.

Er war ja nicht einverstanden, er nicht. Ihm konnte der ganze Kindergarten gestohlen werden. Aber was will einer gegen die Weiberleute machen.

Eines Abends nun - der Schulthes kam vom Feld und hatte unterwegs die ersten reifen Zwetschgen gepflückt und in die Tasche gesteckt - traf er grad auf seine Kinder, wie sie Hand in Hand aus dem Kindergarten kamen. Er rief sie zu sich und gab jedem eine Handvoll der süßen blauen Früchte.

„Dank schön, Vater!“ sagten die Kinder wie aus einem Mund.

Dem Mann blieb der Mund offen stehen vor Staunen. „Dank schön“, sagten die Bamsen. Hatte einer je etwas gehört? Wem wäre das je eingefallen unter den rauhen, wortfargen Bauersleuten? Hatte er selbst je dank schön zu seinen Eltern gesagt? Und überhaupt ... Aber schön war das schon. Wenn man ehrlich sein wollte, es freute einen doch mächtig. Den ganzen Abend mußte der Mann daran denken und mußte manchmal lautlos vor sich hinlachen. „Dank schön“ hatten sie gesagt. „Dank schön, Vater!“ Nein, etwas ...

Nach dem Abendessen nahm er sich dann die Kleinen vor: „Nun sagt mal, ihr beide, wer hat euch denn das gelehrt das mit dem Dank schön?“ „Die Kindergarten-Tante! Die hat gesagt, wenn man was bekommt von seinen Eltern oder von sonst wem, dann muß man sich auch schön bedanken. Weil - die Eltern sind doch so gut zu den Kindern und tun ihnen alles zu lieb, und da müssen die Kinder schön brav und dankbar sein.“

Hm, hm - gar nicht so ohne von dieser - wie sagten sie doch gleich? - von dieser Kindergarten-Tante. Er war ja eigentlich dagegen, aber sie schienen doch allerhand zu lernen in diesem Kindergarten, die Bamsen. Alles, was recht ist ...

Am Sonntag drauf, als sie im Wirtshaus zusammensaßen, sagte der Lehrer über'n Tisch her: „Na, Schulthesbauer, Ihr schickt ja Eure Kinder jetzt auch in den Kindergarten! Das ist ja nicht mehr als recht und schön, wo Ihr doch immer so dagegen wart ...“

„Ach, dagegen?“ hieß der Schulthes auf den Tisch hinein. „Ach bin dafür. Unbedingt. Eine feine Sache ist das mit diesem Kindergarten! Das sag ich Euch, der Schulthesbauer, eine ganz feine Sache ist das. Und gleich morgen schick ich einen Kerb voll Zwetschgen hinüber in den Kindergarten für das Kroppzeug und diese, diese - Tante.“

Sonderbare Judenmission eines ungarischen Bischof

Ungarn ist das Land, in dem der frische Import aus Galizien mit Wasser und Seife bekannt wird, Zivilisation annimmt, um sodann weiter nach dem Westen auszuweichen. Einwände in der Schweiz, Abgeordnete in Frankreich, Bankdirektoren in Amerika oder Kriegsminister in Albanien zu werden.

Ungarn ist also Durchgangsland vom Ozean zur Demokratie. Ungarn hat diese Rolle anscheinend satt und hat vor kurzem sein zweites Judengesetz erlassen, das gewissen Gruppen getaufter Juden gewisse Ausnahmestufen gewährt. Also ran ans Taufwasser - sagten sich die Juden - wenn schon das widerliche Raß, dann sei es zumindest nützlich; Geschäft ist Geschäft!

Ebenso dachte ein ungarischer Bischof.

Er dachte nicht an sein armes gequältes Volk, nicht an die Blutherrschaft des Juden Béla Kohn und die Tausende von ermordeten Ungarn, nein, er dachte Tag und Nacht nur immer an die dreißig Silberlinge.

Nun wurde eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet, weil seine „Christensabrik“ mit den Bestimmungen des Judengesetzes nicht recht in Einklang stand. Das Regierungsblatt „Eti Ujság“ vom 2. 6. 1939 berichtet:

„Sehr viele seiner Klienten kamen aus den Reihen der Artisten und Tänzerinnen, die leichter zu einem Engagement im Ausland kommen, wenn sie einen Taufschein aufzuweisen vermögen.

Auf der Polizeidirektion befindet sich u. a. ein stark israelitisch aussehender Herr namens Alfred Kertész, dessen Äußerem nach niemand glauben würde, daß er mindestens fünfzehnmal getauft ist.

Im Kirchendistrikt der Damjanich-Gasse hat man die Dinge nämlich so weit vereinfacht, daß der Taufling gar nicht persönlich zu kommen brauchte. Er brauchte nur dem Alfred Kertész den Auftrag und dazu hundert oder zweihundert Pengö zu geben. Der Bischof Otfon Németh taufte dann an Stelle des Betroffenen den Kertész und stellte das mit großem Siegel versehene Taufzeugnis aus.

Der Betreffende konnte in seinem Stammkaffee während der Zeit ruhig Karten spielen; bis die „Partie“ zu Ende war, wurde er ohne besondere Anstrengungen zum Christen, und der vielgetaufte Kertész überbrachte

ihm das vom Bischof ausgestellte Taufzeugnis.

Interessant, auf den Taufzeugnissen finden sich gute ungarische Namen als Taufpaten. Der Beauftragte des Bischofs ging vor der Taufe in den Stadtpark und holte von den dort umherlungelnden Arbeitslosen die Taufpaten. Sie erhielten für jede Taufpatenschaft 3 bis 5 Pengö!

Wieder hat die Polizei 83 solcher „Neuchristen“ gefunden. Wie sagte Disraeli, der Jude auf Chamberlains Thron? .. „Christentum ist Judentum für die Massen, immerhin aber Judentum ...!“ (Tancred, 2,205) giv.

Eigenartige Heiligenverehrung

Die immer natürlich und Deutsch empfindende Liselotte von der Pfalz, die, obwohl Katholikin, ihrem Verstande und ihrer Vernunft nicht absagte, berichtet nachstehende Geschichte mit sichtlichem Behagen an ihre Tante Sophie, einer Schwester ihres Vaters, die mit dem Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg, dem späteren Kurfürsten von Hannover, verheiratet war. Der Brief ist datiert vom 13. April 1681 aus St. Cloud, einer Stadt in der französischen Schweiz, in der sich Liselotte ziemlich oft aufhielt.

„Ich weiß gar schöne Historien, davon muß ich Euer Liebden eine erzählen, so man mir vor drei oder vier Tagen gesagt hat und welche vor drei Wochen gesehen ist im Jesuwittkolleg; der Chevalier de Lorraine sagt, daß er glaube, daß es sein Sohn sei, der diese Historie getan, und daß er täglich dergleichen tue. Es ist ein Schüler, der war gar mutwillig auf allerhand Manier, und die ganze Nacht lief er herum und schlief nicht in seiner Kammer. Da träuten ihm die Herren Paters, daß, wenn er nicht nachts in seiner Kammer bliebe, wollten sie ihn unerhöret streichen (= schlagen). Der Bub geht zu einem Maler und bittet ihn, er solle ihm doch zwei Heilige auf die zwei Hinterbacken malen, auf die rechte St. Ignaz von Lohola und auf den linken Hinterbacken St. Franz Xaver; was der Maler tut. Damit zieht er sein hübsch die Hofen wieder an und geht wieder ins Kollegium und fängt dort hundert Händel an. Da kriegen ihn die

Vaters und sagen: „Aber diesmal kriegst du die Kutel! Da fängt der Junge an, sich zu wehren und zu bitten, aber sie sagen, es helfe kein Bitten. Da wiesft sich der Schüler auf die Knie und sagt: „O heiliger Ignaz, o heiliger Xaver, hab Erbarmen mit mir und tut ein Wunder zu meinen Gunsten, um meine Unschuld zu beweisen.“ Indem ziehen ihm die Vaters die Hosen ab, und wie sie ihm das Hemd aufheben, um ihn zu streichen, sagt der Bub: „Ich bete mit solcher Inbrunst, daß ich sicher bin, daß mein Fle-

hen Erhöhung findet!“ Wie die Vaters die zwei gemalten Heiligen zu sehn bekommen, rufen sie: „O Wunder! der, den wir für einen Schelm hielten, ist ein Heiliger!“ Damit fallen sie auf die Knie und küssen den Hintern, rufen alle Schüler zusammen und lassen sie in Zeremonie kommen, um den heiligen Hintern zu küssen, welches sie alle getan.“

Walther Hochberg.

Bild auf Seite 299: NSD-Enteignungsgarten Rechthalt, Kreis Güter-Dickmarfen. Die Kinder spielen unter Aufsicht der Kinderpättern.

Eingelaufene Bücher und Schriften

Dr. Heinz Riecke: „Der Zionismus. Lösung der Judenfrage oder eine Weltgefahr?“ Berlin, Theodor Fritsch Verlag, 1939, 61 S., kart. 1.- RM.

Eine recht beachtliche Schrift, die die Ausführungen Frau Dr. Ludendorffs „Was will der Jude mit Palästina?“ in Folge 23/9 des „Quell“ bestätigt und die verschiedenen Wendungen überstaatlich-jüdischer Politik zeigt. Die beiden gegensätzlichen Fronten (Zionisten - Assimilationjuden) und ihr Zusammengehen in entscheidenden Fragen (Walfour-Deklaration) macht schlaglichtartig die große Gefährlichkeit eines überstaatlichen Machtkampfes (gleich Rom, Tibet) bewußt, der sich gleichermaßen zweier scheinbar gegensätzlicher Fronten bedient! An Hand guter Zitate weist der Verfasser geschickt die zwischen Pazifismus (Neutralität) und Kriegsehe schwankende Politik der Juden in und mit den Völkern nach, die nur dann staatsbeherrschend wird, wenn der Staat jüdisch geleitet ist! Ein wirklich gutes Bild zionistischen Machstrebens mit dem Ziel Palästina, das gleich dem „symbolisch“ gemeinten Kirchenstaat Nückhalt des in der Galuth lebenden Assimilationjudentums in den Wirtsvölkern sein soll. Die weltanschauliche wie staatliche Immunisierung gegen ein überstaatliches Judentum in den Wirtsvölkern wird neben einem möglichen Judenreferatsstaat das Ziel völkischer Abwehr sein müssen! Die Schrift ist zu empfehlen. v. Jofch.

Dr. Friedrich Wachtel: „Weltfreimaurerei, Weltrevolution, Weltrepublik“. J. F. Lehmanns Verlag, München-Berlin, Gebfetter RM. 5.40. geb. RM. 6.60.

Dieses Werk ist vor kurzer Zeit wiederum in einer völlig neu bearbeiteten erheblich er-

weiterten und mit neuen Bildern reich ausgestatteten Auflage erschienen. Der unseren Lesern wohlbekannte Rechtsanwält Robert Schneider hat auch diese Auflage neu bearbeitet. Es muß als eine wesentliche Verteidigung gegenüber den früheren Auflagen erwähnt werden, daß die neue Auflage auch das Wirken des Freimaurerbundes in der Gegenwart zeigt. Daher ist dieses Buch auch für die Aufklärung über das Wirken der Freimaurerei in der Gegenwart bedeutend wertvoller geworden. So wird u. a. die politische Tätigkeit des Freimaurerbundes im roten Spanien und in anderen Ländern zu Gunsten des roten Spanien in der neuen Auflage mit zahlreichen Quellenangaben geschildert. Weiter wird in der neuen Auflage ausführlich gezeigt wie und daß der Freimaurerbund heute in den einzelnen Völkern zum Kriege heist. Der weltanschauliche Kampf des Feibherrn gegen die Freimaurerei ist in dem Buche scharf und klar herausgestellt. Somit bildet das Buch sowohl eine wichtige Ergänzung zu den Werken des Feibherrn als auch eine Darstellung vieler gegenwärtiger Ereignisse auf dem Gebiet der Freimaurerei. Wie auch die früheren Auflagen können wir die jetzt vorliegende unseren Lesern empfehlen. Walter Löhde.

Anton Holzner: „Das Gesetz Gottes.“ Nordland-Verlag, Berlin 1939, 103 Seiten. Kart. RM. 1.85. Leinen RM. 2.25.

Diese klare und kerndeutsche Bekenntnisschrift enthält die Erlebnisbildung eines katholischen Priesters, der aus innerster Erkenntnis und der Kraft seines Hassenerbgutes heraus den Weg in die Freiheit seiner Seele

fand. Hier wird uns der üblige Werdegang jener jungen Deutschen geschildert, die fanatischer Elternwahn und priesterliche Verechnung frühzeitig ihrem Volke entfremden und zu willenlosen Werkzeugen überstaatlicher Kirchenmacht heranbilden wollen. Der begabte Lehrersohn wird nach dem Tode des Vaters von seiner bigotten Mutter einer Klosterschule überantwortet, deren vielseitige Methoden ihn in mehr als einem Jahrzehnt für den Theologenerwerb reif machen. Aber schon frühzeitig erwachen in seiner Seele Zweifel und Widerstände, die sich mit den Jahren verstärken und im gewaltigen Erleben der Deut-

schen Volkserhebung ihm alle widernatürlichen und entfremdenden Bindungen abstreifen lassen. Als ganzer Kämpfer will er in dem schlichten und überzeugenden Tatsachenbericht allen noch um letzte Klarheit Ringenden den Weg zur Freiheit zeigen. Das Buch sollten gerade Tauffreihchristen eifrig lesen!

Dr. L. J. Gengler.

Hr. Beerbaum, Harald-Dagmar, Roman aus Friesland nach einer alten Familiengeschichte, Verlag Pfeiffer & Co, Landsberg/Warthe. - Wie der Name, so der Inhalt. Wir können dem Buch weder literarischen, noch Aufklärungswert zusprechen. H.R.



Roman von Stroufsberg (Felix Peter) 5. Fortsetzung.

Julius schaute hinauf, grüßte mit der Hand, und dann rollte der Wagen, begleitet von den Lebewohlrufen und den Segenswünschen der Leute.

Einige Wochen später finden wir Rosen auf der Insel Rügen. Er hatte sich in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes hier bedeutend erholt, und heute befand er sich auf einem Ausflug nach dem Königstuhl. Es mochte Mittagszeit sein, als er dort ankam und im Schatten der mächtigen Buchen dem Aussichtspunkte zuging. Ein wundervoller Rundblick eröffnete sich vor ihm. Sinnend schaute er auf die zerklüfteten Kreideseiten zu seinen Füßen und deren phantastische Formen und hinaus auf das weite Meer, das sich vor ihm ausdehnte.

Lange saß er da und träumte, bis sich die Abendshatten niederfenkten und das Brausen des Wogen allmählich in einen melancholischen dumpfen Schlummergesang verebbte. Dann stand er auf und ging heim.

Als er nach Hause kam, überreichte ihm der Verwalter einen zerlichen Brief mit dem Poststempel Waldburg. Die Aufschrift zeigte die Hand seiner Frau. Hastig öffnete er das Schreiben und las. Sie teilte ihm Verschiedenes von der Verwaltung der Güter mit, das er zu wissen begehrt hatte, und forderte ihn auf, seinen Aufenthalt um seiner Gesundheit willen so lange als möglich auszudehnen. Zum

Schluß einen stüchtigen Gruß. Enttäuscht blickte er auf und sah den Verwalter noch vor sich stehen, der ihm lächelnd einen zweiten Brief überreichte, der von demselben Papier war. Julius nahm ihn und las die in wunderlicher Orthographie verfaßte Aufschrift: „An meinen gnädigen Herrn Landrat, Herrn von Rosen, welcher jetzt auf dem Gute des gnädigen Fräuleins von Treckow ist, was bei Stralsund liegt.“ Er mußte ebenfalls lächeln, während er die Aufschrift las. Es war ein wunderlicher Stil und eine noch wunderlichere Orthographie, die aus diesem Briefe sprach, und man merkte es den Zeilen deutlich an, daß sie dem Schreiber viel Mühe gekostet hatten. In ihrem Durcheinander erzählte Johann, daß die gnädige Frau wohlhaft und des Freiherrn Stiefbruder Karl dagewesen, aber bald wieder abgereist sei; und daß der Pfarrer Franziskus alle Tage zum Vorlesen zur gnädigen Frau komme; und daß dem Herrn Karl von Rosen sein Diener ihm gesagt hätte, wenn er an seiner Stelle wäre, dann schlage er dem Pfarrer die Belne kaputt, daß er nicht mehr ins Schloß komme; und wie dann er zu ihm gesagt hätte, er solle sich um sich und seines Herrn Sachen kümmern, und wer ins Rosenburger Schloß käme, der ginge ihm gar nichts an. Und sein Herr, der Herr von Rosen,

würde schon selber wissen, wer ins Schloß kommen dürfe und wer nicht, und der gnädige Herr solle nur erst ganz gesund werden, das wäre die Hauptsache, und drum wolle er ihm auch mitteilen, daß die braune Stute gestern ein schönes Fohlen bekommen hätte.

Julius steckte beide Briefe ein. Während des Abendessens weiten seine Gedanken in der Rosenburg. Er sah seine Frau sitzen, sah sie mit glühenden Augen dem Warrer zuhören, und zum ersten Male kam ein Gefühl wie Eifersucht über ihn. Könnte er, so sagte er sich, der hier müßig die Zeit verbrachte, nun schon seit mehreren Wochen, und seiner Meinung nach die Seelst gut nicht einmal so nötig hatte, könnte er nicht lieber die Muße, die ihm sein Urlaub noch ließ, benutzen, um zu Hause bei seiner Frau zu sein, und statt des verhassten Priesters ihr vorlesen? War er auch durchaus kein Freund der französischen Romanlektüre jener Zeit, ihr zuliebe konnte er seinen Widerwillen schon bezwingen. Und nun quälte ihn Gedanke um Gedanke, und zuletzt machte er sich Vorwürfe, daß er sie nicht mehr umworben habe, solange er in ihrer Nähe war. Am anderen Morgen stand er früh auf und - bereitete sich für die Reise vor. Und während er dies tat, wurde es ihm leichter, ja - sonderbar - der Gedanke, zu seiner Frau zurückzukehren, sie zu überreden, hatte etwas ungemein Beglückendes für ihn. Alles Weh, alles Leid, was sie ihm angetan hatte, war vergessen und nur ein Gedanke besetzte ihn - wieder bei ihr zu sein. Die Liebe zu ihr in ihrer wunderbaren Allgewalt ergriff den sonst so klardenkenden Mann und drängte alles von dem Wilde der Frau zurück, was es bisher getrübt hatte. Es stand vor seiner Seele in dem Lichte, in welchem er seine Frau nun einmal sehen wollte. -

Niel zu langsam rollte ihm der Wagen durch den pommerschen Sand. Er trieb den Kutscher, die Pferde ausgreifen zu lassen, sobald es die schlechtesten Wege nur irgend zuließen! Endlich, endlich hatte er Waldburg gegen Abend erreicht. Die Pferde waren müde und konnten die Strecke bis Rosenburg nicht mehr zurücklegen. Er nahm ein Pferd. Seine Brust hob sich, als er auf ihm dahinslog. Bald bog er in die hohe Pappelallee ein, die länger als eine Stunde durch die Rosenburger Flur führte. Er ließ das Pferd Schritt gehen. Der Abend war schon vorgerückt. An der linken Seite des Weges grüßte ihn im Scheine des eben auf-
gegangenen Mondes die Steinsäule des Rit-

ters Georg. In seiner Kindheit hatte er so oft vor dem Bilde gestanden und sich immer gewundert, daß auf jeder der vielen folgenden Säulen bis zur letzten vor Rosenburg der Ritter nur immer wieder mit erhöhter Lanze abgebildet dastand und der scheußliche Drache unter ihm immer mit aufgesperrtem Rachen, bereit, den Ritter zu verschlingen; er hätte so gern gesehen, daß auf einer Säule wenigstens der Drache getötet daläge und über ihm der Ritter Georg als Sieger triumphierend die Lanze schwänge. Er lächelte, als er sich an diese Probleme erinnerte, die ihn in seiner Kindheit beschäftigt hatten.

Immer näher kam er dem Dorfe Rosenburg, und er verlangsamte die Schritte seines Gauls, als er in die sandige Dorfstraße einbog. Gleich rechts stand das Haus des Krügers, und in der Schenkstube brannte noch die qualmende

In Folge 8 vom 14. 7. 1939

lesen Sie unter anderem: Walter Löhde: Blut und Schreden die großen „Feiern“ der Demonstration am 14. 7. 1939 und viele andere Beiträge.

Öllampe. Er ritt zum Fenster und klopfte an. Der Krüger fuhr aus seinem Halbschlummer am Tisch empor, kam langsam zum Fenster und öffnete.

„Guten Abend, Gottlieb!“

„Herrje, der gnädige Herr!“ tief der Krüger fast erschrocken.

„Komm heraus, Gottlieb, und nimm mir das Pferd ab. Es ist der Braune des Kronenwirts in Waldburg. Du könntest ihm in deinen Stall für die Nacht nehmen, und morgen früh, da sähest du ja doch zu Markt, nimmst du den Gaul wieder mit zurück und lieferst ihn ab. - Verstanden?“

„Jawohl, gnädiger Herr! Ich werde schon alles gut besorgen.“ versprach der Krüger und war auch bald draußen, half dem Herrn heim absteigen und nahm das Pferd am Zügel.

„Gib ihm ein Maß Hafer und ein Bund Heu!“ befahl der Freiherr. „Morgen kannst du dir vom Wertwaller so viel wiedergeben lassen. Und für deine Mühe nimm das!“

Bei den letzten Worten schob er dem Krüger eine Münze in die Hand; dieser dankte und versprach nochmals, alles gut zu besorgen, worauf Julius freundlich grüßte und die Dorfstraße hinabging, dem Schlosse zu. Alles at-

mete Ruhe und Stille, denn die Leute im Dorfe waren nach ihrer Gewohnheit bei einbrechender Dunkelheit schlafen gegangen. Auch das Pfarrhaus lag im Dunkel, die eine Seite matt vom Monde beschienen. Von dem Schloßgarten her kam der Duft des Jasmin, er sog ihn begierig ein.

Das Tor des Schloßhofes war verschlossen, er konnte nur vom Park aus in das Gebäude gelangen. Also ging er den Weg um das Schloß herum und tauchte in den Schatten der hohen Eichen und Ahorne, die hier bis dicht an das Gebäude heran standen. Bald war er am Hause. Ein Blick auf die Hinterfront zeigte ihm die erleuchteten Zimmer seiner Frau. Fast hätte er aufzubellen mögen.

„Sie ist noch wach!“ sagte er sich. „So kann ich sie überraschen.“

Er fand die Tür unverschlossen und stieg unhörbar die mit Teppichen belegte Stiege hinauf. Um nicht etwa im Vorzimmer seine Frau oder das Kammermädchen zu treffen, durchschritt er einen kleinen Gang und trat in ein Zimmer, von dem aus eine Tapetentür zu dem Boudoir seiner Frau führte. Unbemerkt gelangte er auf dem weichen Teppich bis zu der Tür. Vorsichtig öffnete er, um zunächst einen Blick hineinzuworfen und zu sehen, ob sie noch darin wäre oder bereits schlafen gegangen sei. Kaum aber hatte er durch die halbgeöffnete Tür in das hellerleuchtete Zimmer gesehen, als ihm ein Schrei entfuhr. Er riß die Tür auf, tat zwei Schritte vorwärts und stand wie angewurzelt. Die Hände weit vorgestreckt, wollte er sprechen, doch die Junge schien starr gewor-

den, und plötzlich fiel er nieder, vom Schläge getroffen. An ihm vorbei flog eine schwarze Gestalt zu der geöffneten Tür hinaus und warf sie rasch hinter sich zu.

Es war eine schwere Nacht, die Johann am Lager seines Herrn verlebte. Das heftige Klingeln der Baronin hatte ihn aus dem Souterrain heraufsteigen lassen. Als er eintrat und seinen Herrn am Boden liegen sah, erschauerte er. Dieser schien aus seiner Betäubung zu erwachen. Er hob etwas den Kopf und seine Augen richteten sich mit unbefreilichem Ausdruck auf seine Frau. Die erstarrte Junge löste sich zu einem einzigen, schrecklichen Worte, bei dem sie erbleichte, während Johann ihn entsetzt anblickte. Sie aber befahl dem Diener: „Schaffe deinen Herrn in seine Stube! Er ist wahnsinnig geworden!“

Johann beugte sich über den Herrn, der die Augen wieder geschlossen hatte und wie tot dalag.

„Mein guter, lieber, gnädiger Herr! Muß ich alter Mann denn das noch erleben?“ jammerte Johann.

„Tue, was dir befohlen ist!“ rief sie fast kreischend.

Der Diener sah zu ihr auf, jetzt kam ihm die Erinnerung an das gehörte Wort, und er ahnte, daß hier vorher wohl ein entsetzliches Drama sich abgespielt habe, von dem er nur die Schlußzene sah. Er raffte sich zusammen, und mit einer Kraft, die man ihm kaum zugeraut hätte, hob er seinen Herrn vom Boden auf und trug ihn wie ein Kind hinaus.

Fortsetzung folgt

Schriftleiter: Walter Löhde, z. St. verehrl. in Vertretung verantwortlich: Hermann Rehmardt. Anzeigen, Bilder und drucktechnische Gestaltung: Hanno v. Kemnis. Beide München 19, Remonstr. 7. D. M. 1. Vierteljahr 1939 66700. 8 St. ih. Anzeigenpreisliste Nr. 8 gültig. Retationsdruck bei Runkl im Druck - Oberhofer W. G., München. Alle den Inhalt der Zeitschrift betref. Fragen und Einwendungen sind an Lubendorfs Verlag G. m. b. H., München 19, Kometstr. 7, Mkt. Schriftleitung, zu richten. - Für unbestandt eingelangte Manuskripte, Bücher, Bilder und dgl. wird keine Gewähr geleistet. Fernruf der Schriftleitung: München 66264.



Erschöpft

Nervös? Nervenzellen, die sich leicht erschöpfen, wie diese, weil sie ihre Betriebsstoffe zu schnell verbrauchen und daher vorzeitige Ermüdung, Schlaf-Störungen, Kopfschmerz, Verdauungs- und andere Beschwerden auf nervöser Grundlage zur Folge haben, können ernährt und gekräftigt werden durch das seit 30 Jahren bewährte

BIOCITIN



Aufgefrischt

Denn Biocitin enthält Stoffe (wie z. B. Lecithin aus Eidotter), aus denen die Nervenzelle neue Betriebsstoffe bildet. Darum verhilft Biocitin zu gesteigerter Leistungsfähigkeit, erquickt, schlaf, froherer Laune und besserem Aussehen.

Von 1.70 M. an in Apotheken und Drogerien.

Biocitinlabor Berlin G.M. 29.

Dopp. Dresden Whoto

Magagnolier, Feilb., Theatergläser, Photo-
apparate, führende Marken, Barometer,
Kompaß, Leßgläser
Diplom-Optiker Damp, Grödenstr. 21.

Nichtraucher



durch Ultraforma Gelb
leisefühlig / Orange Rollen
Vespelet frei.

E. Conert, Hamburg 21 U.

Hämorrhoidal- Venen- u. Krampfadern-Leiden

s. heilb. d. OLA-Präparate, Anothipl. Häm-
solbe RM. 3 u. 6 Freiverkauf. Gesundheits-
kräuterte in Tabl., reg. Blutzirkul. Stuhl,
Verdauung, Pack. 100 St. RM. 1.70. 27 Kräuter-
tee, Pack. 0,50 RM. Haustrank, gesund, urin-
ausscheidend, Porto 0,15 RM. Ohne Voraus-
zahl. Nachn. Lesen Sie die beispiellosen Heil-
erfolge. Prosp. frei. Chem. Pharm. Fabr. K.
E. Wilke, Stettin 8, Steinstr. 3, Postsch.
Stettin 7678.

Der Verkauf von feinstem

Schleuderhonig

aus eigener Imkerei in bekannter Güte
und Reinheit, 9 U und netto mit 6 in 1
11.40 RM. jagstl. Porto. Nachn. 30 Pf. mehr.

Dr. Maibler, Klausdorf, Nr. Galtitz.

Anzeigen-schluss
für Folge 8
ist am 4. 7. 39

(Erscheinungstag
14. 7. 1939)

Weltreue

haben meistfällige
Schichten und Wurz-
haare, Verdrillte,
gerollt. Wülk. Ger-
licher, Rietberg 41
50 Pf. st. an.

Zimmer / Wohnung

Klein-Obb.

Haus am Feldbergstein

Wesifällig der Fierim in Lening berniete ich
ein Ein- oder Zwei-Zei-Zimmer für bapz
oder längere Zeit.
Zehleim Wöchner, Klein (Oberbayer).

Ältere, pflegebedürftige
Dame (Persön-
lich) sucht
Dauerpension
1 bis 2 leere, sonnige
Zimmer mit voller,
guter Verpflegung,
Einsidliche Begrüßung,
Bis im lym. Gut be-
wezugt.

Briefangabe an Teil.
Clara Weisen, Bob
Hoferschleibing (Thü-
ringen), Ernt-Ägner-
Straße 34.

Gade für dauernd in
München
möbl. Zimmer
bei Gr.-Zd. Zu-
schließen unter G. 33.
722 an den Verlag.

Kurhaus Cos

Ohrehab. Verher-
halten, Best. Reinfeld
(Sachsen), Ruf 463.
Hauspostf. 6.

Verschleimte Luftwege hartnäckige Katarre

von Keitfel, Lehrber, Dresden, Brandbüler, sowie Wilhma
werden mit großem Erfolg mit dem bewährten „Githostalin“
behandelt. Darn „Githostalin“ wirkt nicht nur schleimlösend
und auswässernd, sondern auch entzündungshemmend und
erregungsdämpfend und macht das empfindliche Schleimhautgewebe
widerstandsfähiger. Darum ist es ein richtiges Zell-u. Nervenmittel, von
dem man wirklich gründliche Erfolge erwarten darf. — „Githostalin“
ist von Profektoren, Keuzen und Kranken erprobt und anerkannt. —
Nehmen Sie beim Einkauf auf den Namen „Githostalin“ und
kaufen Sie keine Nachahmungen. — Packung mit 80 Tabletten
„Githostalin“ RM. 2,57 in allen Apotheken, wo nicht, dann
Hofen-Apothek, München. — Verlangen Sie von der Hersteller-
firma Carl Bühler, Konstanz, kostenlose und unverbindliche
Zurückführung der interessanten, illustrierten Aufklärungsschrift
Nr. 309 von Dr. phil. nat. Strauß, Werbeschriftsteller.

LÄSTIGE HAARE

Befreit von lästigen Haaren durch die weltbekannte
Heilwaka. Sehr bewährt, von Krätzen und Fachpersonen
erprobt. Gold. Medaille, Groß. Preis, Brüssel 32, London 33.
Dankerküllte Zuschriften z. T. über Dauererfolge (kein Nach-
wuchs). Marke Heilwaka patentamt. W. Z. 468 509 schützt Sie
vor Enttäuschungen. Kleinkur RM. 2.75, stark 3.25, für groß
Flächen 5.50 u. 6.50 Nachn. Heilwaka G. m. b. H., Köln 41

Sind Sie überanstrengt, kränken Sie
an nervösen Erscheinungen aller
Art, an Mattigkeit, Kopfschmerz,
Hörnererscheinungen, Nerven-
tollung, Zuckelecken und all ihren
Rehenerscheinungen.

Dann bedienen Sie sich der
Biotogilthen Jodbühnerleis
Die neue Weg zur Genesung.
Waltmannschicht bei von
u. Winkler Hof., Kittenberer (Sachsen).

Geb. Austausch (weibl.)

Schleswig- Holstein

Bauernstödet, Mitte
26, sucht Gedanken-
Staatsoch mit anson-
verbundenem, innelig.
Gefinnung-Ärztin,
welcher knapplich in
Dreistädter Gattentren-
nie (U.) lebt.
Zuher, unter „Dijer“
714 an den Verlag.

Grift. feistliche Ergän-
zung durch Gedanken-
Staatsoch m. besorgs-
geheiltem Gefinnung-
Ärztin wünscht freie

Deutsche

32 Jahre, geistig rego,
gemüthlich.
Falsch. u. „Freiheit“
718 an den Verlag.

Berlin

Berufstätige, allein-
stehend, Anfang 40,
vielfeitig interessiert,
bejah. Lebensanschau-
ung, sucht Gedanken-
Staatsoch mit geistig
hochstehendem Gefinnung-
Ärztin.
Zuschließen unter D.
5. 704 an den Verlag.

Schwester

32 Jahre, wünscht Gedanken-
Staatsoch mit
3 7 1.
Zuher, unter J. 5.
709 an den Verlag.

Werbt Bezieher
für den
„Am heiligen Quell.“



Eine Studie

Löcher Zigaretten

Recht Ihnen für einige
Tage in mein neu n
Küllerbuch z. Verfü.
Bitte überh. Sie an
Stab. Weiß, Antiam 1.
Verlauf von St- und
Kaufbörch.

Magen, Darm- und Leberfranke!

Nicht verzagen!
Es gibt ein einfaches,
reines Naturmittel, d.
sich viele von ihnen
Befindlichen befreite
u. wieder lebend- und
kaffentreibend machte.
Zustellung! Besten-
tungen! Zustant
totem. u. unerbündl.
Laboratorium Lorch
Zoch 6 (Wittenberg.)

Ferienlage im Bernauerhof in Bernau-Hochschwarzwald

wirden in diesem Sommer zu einem bezaubernden Erlebnis! Bernau, das Heimatort des Altmeisters Hans Thoma, feiert dieses Jahr den 100. Geburtstag seines großen Sohnes durch eine Ausstellung einer bekannten Sammlung seiner Schöpfungen. — Verlangen, Sie a. s. 9349.1. Droppel: von den Bel. Sipp: Menzen, Bernau 93. St. Bingen, Schmorzw.

München (North-Dorf, 26/4) **Benf. Scherff**
Schöne Zimmer mit Zentral-Heizung, Kiefernholz und warmes Wasser / 3 Minuten vom Hauptbahnhof (Gübaugang). **Saundbleet am Gübaugang /** Wertpreis von 2,50 **RM**, an / Telefon 5 82 96. / Früher: **Hotel Rlett. Cönnli, Hameburg ersucht.**

Braunlage D. Datz **Neuebadt-Gübburg**
Pensionshaus **Bahnhof, Rechenhaus**
Scheibner **und Hotel Hauptquartier**
Erholungsheim
Saundbleet
Zimmer mit gesund-
licher Verpflegung
5,50 und u., — **RM**, 9191. 4,50.

Erholung
in Klingberg am Böniker See
266. Badst. 3 km von Ofriet, Badenroth, befr. Baden, Stos. H. Hall. 3. Maile.
Schöne Lage.

Ruhe und Erholung
in ruhiger Waldluft finden Wohnungstunde
im Fremdenheim Inada
Zentralheizung u. höchstes warmes Wasser.
Frau Inada Jahb, Zinsbergstr. / Zbor. 80

Wohnstafeln **nebt Heizung (schöne**
Mr. Rackweife **Karl Krefel,**
30 jährige Erfahrung. **Wohnstufen / Zinsbergstr.**
30 jährige Erfahrung. **Neuesten Kioske**
teiligten.

Herrenstoffe! Damenstoffe!
Südra, Seide, Wolle, Gant
Weener Rennet, Hamburg 11
Rühlgenmarkt 28, geöffnet von 2 bis 7 Uhr

München! Fremdenheim Heberl
Vorzügliche, saubere Zimmer mit Del. in Wert
einfl. teils. Frühbad 2,20 **RM**.
Kunig Heberl, D. Gortert, (L.)
Zentralestrasse 47111 Eingang Gortertstrasse
3 Min. vom Hauptbahnhof (Gübaugang).
Von Wirtshäusern bestens empfohlen.

Privat-Zimmer München
4 Min. u. Boff. (Rechenhaus)
Eberer, Gortert, (L.) Augustenstr. 7/11
Vorzügliche saubere Dammkammer 1,50 **RM**.
Rein Straßenlärm. 100%, zehlfache Wärme
Heim Königl. Platz.

Nieren- und Gallenleidende

sollten eine Hausrinnskar mit Grenzacher Heilwasser machen. Es schwemmt Nieren- u. Gallensteine und alles, was in der Leber verunreinigt, hinaus. Zahlreiche Anerkennungen von Ärzten und Patienten bestätigen das, so wurde ein Patient in einigen Wochen 150 Gallensteine los; ein anderer schied eine halbe Stunde, nachdem er 4 Flaschen getrunken hatte, einen scharfkantigen Nierenstein aus. Oh gehen schon nach einigen Stunden Nieren- u. Gallensteine ab. Verlangen Sie kostenlose Probeflasche von

Grenzacher Brunnen G. m. b. H.
Grenzach, Baden 247

Born a Darg
„Haus Zehlfina“ bietet bei -Vond. angenehmen Ferienaufenthalt. Herrlich gepflegt. Hochalpin (Blattenschnee) Pen-Preis 3,50 **RM**.

Schröderhof
(Bel. Dr. Schenk)
Erholung - Aufenthalt auf herrlich am Wald geleg. Wiesentisch. Saucernhof, Tagewerk. 4191. 4., u. Dammkammer bes. Schönebuden. Einzig. Badst. Tel. Schnerch 241.

Für Herbesucher empfohlen H. gemäl.

Fremdenheim
schöne Zimmer m. u. ohne Heizung. 3. Wirtsh. 4., 5. - RM, bis u. 1., 1,50 **RM**.
Schöne fenn. Bauweise Lage direkt am See u. Ausgangspunkt für herrliche Wanderungen.
Geschmiedter Wirtsh., 4. u. 5.
Herringerode u. S. H. Ziegertstr. 11.

Schwarzwaldbesucher
finden angenehme Ferienlage im schönen Teubohle bei B. Gschwandt, Wasen Weidheim, Bork und Station Unterbrunn-7-zadenbad.

Kuranstalt Dr. P. Honekamp

Naturgemäße Heilbehandlung, Diätenkuren, Entfettungskuren, Nahrungsergänzung

Sanatorium Parkhof Sanatorium Burghof

für Nerven- und Gemütskranke für Stoffwechsl- und Drüsenstörungen

Pensionspreis RM. 8,- bis 12,-, Pausalkuren von 230,- bis 300,-

RINTELN a. d. WESER

Vernap.: Rinteln 454

München 5 Min. vom Hauptbahnhof (Gübaugang), GütheKreuz
St. H. links, Gilmannstr., finden Sie schön
2 Best-Zimmer mit liegendem Wasser, Telefon
51574. Wertpreis 2., — **RM**.

Erfrischungstunde finden in
Reit im Winkel in der Pension Edelweiss
vorzügliche Aufnahme, herrliches Wirtsh. und erstklassige reichliche Verpflegung, Wandfahrt und Vorpost. Secht. Schamm, Reit im Winkel, Tel. 60.

Pension Alpenblick in Fischbach b. Schluchsee
im Hochschwarzwald, Zellerbühl bei 1100 m., empfiehlt sich für Ferienaufenthalt, Sonnenbäder, Eisekuren. Herrl. ruhige Lage, Alpenblick, herrl. u. Wald. Wohnort u. Übernachtungen, Pension 4,50 bis 5., — **RM**, Frau Brunner, Wirt.

1931

Der Entweg

Novellen

Das alte Buch:

Gerade

Die Schande

Der Richter Gottes und die Heer

Das neue Buch:

Peter am Brunnen

Der Schwerm

Peter auf dem Entweg

Eine Schleiße will brechen

Pappband mit 2farbigem Schutzumschlag RM. 2,50

Die großen in dem „Entweg“ schrieben sich insgesamt alle um den Kreislauf Mensch-Welt-Gott, und doch ist die Selbstheit dieses Bandes alles andere, als eine einfache Wiederholung dieses Grundgebantens nach verschiedenen Richtungen - manchmal ist die Umdeutung des Dreifaltigen nur zu ahnen, steht aber doch maßgebend im Hintergrund. Da ist in dem „Neuen Buch“ der Lebensweg eines Bauern, in seinen Gipfelpunkten und seiner „Drohzeit“ in kleinen, aber lebendig-farbenprächtigen Bildern aufgeschildert.

In dem „Alten Buch“, dessen drei Novellen in Zeit und Schicksal des Dreifaltigen Ringes hineingreifen, sind Lebensbilder aufgeführt, die sich im einzelnen zu manchmal unerwartet dramatischen Spannungen heizen und in ihrer Dramatik ein Ganges und alte Weltentwürfe erinnern.

Wolfgang Hagemann

Das einsame Herz

Eine Hans-Lob-Novelle

Pappband mit 2farbigem Schutzumschlag RM. 1,60

Das Leben und Denken des deutschen Rechtsdenkmalers Karl Hans Lob, der - Einer gegen Millionen - töhn und unerschrocken im Anhang des Weltkrieges den Weg eines dunklen Schicksals schritt, ist hier nicht in der Form einer bloßen Schilderung, eines einfachen Tatsachenberichtes dargestellt, vielmehr sucht der Verfasser das „einsame Herz“ eines deutschen Kämpfers in seinen geheimen Schwingungen zu erfassen und will uns mit seiner Novelle ein Heftchen des Opfernams, der stillen Treue schenken.

Waldemar Müller-Eberhart

Ein Adig

Reisebuch

Reisebuch, Pappband mit 2 farbigem Schutzumschlag RM. 2,50

Eine dramatische Bildreihe um den König von Persien vollt hier vor uns ab. Er, der Reiter, ist seinen jehudischen Segnen samt seinem aufstrebenden Staat verhaft. Man will ihn zu Weba zwingen, in ihn vernichten. Doch Freiheit läßt sich nicht „ein-treiben“, und wir erleben sein heldenmütiges Pflichtbewußtsein gegenüber dem Götze Bagrat in Gestalt, der seinen Golt in freilichen Tagen mit seiner „Opera“ in Dresden „herfensisch“ beschäftigen will.

Ein Buch einmaliger Fügung.

Bitter Pfeiffer

Zwei Deutsche

Schicksal in Mexiko

Roman, Ganzleinen geb., mit 2farbigem Schutzumschlag RM. 3,85
Zwei deutsche Jungen, die den Krieg miterlebt haben, schlagen sich untereinander durch die Neue Welt. Da greift Mexiko, das „Land der heißen Sonne“, nach ihnen, jetzt sie unabweislich in den aufkommenden Kampf zwischen Kirche und Staat, sorgt sich mit tausend Polizeimännern an ihnen fest. - Die Handlung des Romanes und das blutige Geschehen des Jahres 1927, die Revolution, die mit der Niederdrückung des Kaiserreiches der katholischen Partei und mit der Ermordung des Generals Gomez und vielen seiner Anhänger endete, sind eins, fließen unaufhörlich ineinander und ergeben ein Gesamtbild von packender, atemraubender Spannung. Auf Grund eigener Eindrücke zur Zeit der Revolution (auf der Verfasser diesen Roman, der uns mitten hineinsetzt in einen jenseitigen Nostalgiefeld, die den Klotz Mexiko seit Jahrzehnten festig erdhältern.

Verlag Pfeiffer & Co., Landsberg/W.

Richtstraße 6

Stellen-Gesuche

Wirt. Bauernsohn, K. u. Landwirt (D. O. E.), 33 Jahre, in allen Zweigen der Landwirtschaft erfahren und überall mitarbeiten, sucht Stellung als

Verwalter oder Wirtschaftler

bei Gipsen-Ofenfabrik, Beschlüssen unter G. R. 701 an den Verlag.

Jg. Mädchen, 22 J.,

mit gut. Redekunst,

1 Jahr Frauenkchule,

1/2jähr. Ausbildung in

Cöngl- und Kinder-

pflge, sucht Stelle als

Haustochter

Sucht unter G. R.

712 an den Verlag.

Alte, erfahrene

Haustochter

sucht halbtäg. Stellung

Unterricht in

allen Fächern des

Gymnasiums und der

Oberstufe. Beste

Zeugnisse und Refer.

Zuschreiben u. G. R.

715 an den Verlag.

Intellig. fleiß. Kauf-

mann, 30 J. (D. O. E.),

Worms, sucht gute

Vertretung

für den Bezirk Reck-

recht-Deutlingen.

Zufertsein verbund.

Zufert. unter G. R.

711 an den Verlag.

Beamter a. D.

led., langjähr. Ver-

traut, sucht Beschäfti-

gungsmöglichkeit. Zufert.

u. G. R. 705 a. b. Verl.

Zeit die Werke

des Feldherrn!

Stellen-Angebote

Suche für sofort eine

Landwirtschafts-

gehilfin

f. alle landwirtschaf-

lichen Arbeiten bei

gutem Lohn.

Wirt. Schulz, Havelberg.

K. Dierdorf (Helm).

Haustochter

oder Kinderfr.

mit Köchleinwissen in

4 Stab. u. 1. 8. 1929

gef. Hausgeb. ver-

bind. Wirt. u. Ge-

schichtwiss. u. Zeugn.

an Bauing. 2. Per-

sonne, Havelberg (Ost-

preuß.), Eberhardstr. 8

Graue

Haare

sind i. 8 Tg. naturlos.

dh. „D-O-S.“

RM. 1,85 portofr. Wei-

Richerfeldt Weib. pat.

O. Wehner,

Bayenburg H. 26.

Bäcker-

geselle

Suche für sofort oder

später erste wichtige

Stellg. nach der Sit-

uation.

Emil Göttemann,

Böckelmeier,

Geme. über Havelberg

(Helmstadt).

Für frauenl. Haus-

halt, schöne Gebirgs-

lage, suche ich

Hausdame

famie

Adelin

Einberufung (siehe

Wirtenschein vorhanden.

Wirtenschein an Rem-

otat J. Jaeger, Markt-

berg (Worms, Dtm.).

Einberufung

Einberufung

Einberufung

Einberufung

Einberufung

Einberufung

Einberufung

Sippen-Anzeigen

Iu unserer drei Kindern gefellte sich am 6. 6. 1939 ein fröhliches Weibchen. Wir nennen es

Heinhard Erich

Der Haushalter, geb. Quasthoff.
Frau Haushalter
Hercula 16, Pöhlnerstraße 8.

Am 8. 6. 1939 wurde unser erstes Kind geboren.

Günther

Elfriede Stell, geb. Vohels
Hubert Stell
Piffen, Matzauer Straße 89.

Unser Stammhalter

Solzer

ist angekommen.
Ruffel-Walden, am 4. 6. 1939.
Willi Ceepcr und Frau.

Am 8. 6. 1939 bekam unsere Angeib ein Weibchen, das

Thorsten Müdiger

heißt.
Dr. Solzer Freude Dr. Elisabeth Herold
Dr. Runt Herold
Selsenfischen 1. W., Martin-Jaust-Str. 5

Wir schließen die Deutsche Ehe

Kesb Jung,

Dipl.-Ing., Lezin. d. Ref.

Dezie Jung,

geb. Rimmich

Helmut Rimmich

Dipl.-Ing., Lezin. d. Ref.

Georg Rimmich

geb. Kraie

Stuttgart, Wilhelm-Berg-Strasse 14.

Die Deutsche Ehe haben geschlossen:

Walter Solzer

und

Frau Margarete

geb. Scholz

Schwennefeldt in Hüllstein, im Juni 1939.

Die Deutsche Ehe haben geschlossen:

Wolho Wener

Wfg. 7, D.-R. 18

Marie Wener

geb. Hecke

Gez. 13. 6. 1939.

Geb.-Austausch (männl.)

Chemiefachmann u. Landwirt

Wener, freier Deutscher, 46 J., gef., Multi- und Tierkennb., arbeitsfreudig, versiegelt und hamowoller Charakter, sucht Gebanten-austausch mit freiem Deutschen aus gesunder Sippe von weither

Serzengsbildung

Zufchr. unt. R. 5. 723 an den Verlag.

Leipzig

Freier Deutscher, 28 J., Meister, (D. O. L.) mit Otten für alles Edele und Hohes, wünscht mangels geign. Umgeb. auf diesem Wege Gebanten-Austausch m. darstelltecht., natur- und musikal. Geb. m. beso. nob. Trp. Zufächten unter G. 30. 702 an den Verlag.

37jähriger

Deutscher

(selbst. Gewerbetreib.) wünscht m. gef. Deutschen Mädchen aus dem Nahgebiet in persönl. Gebanten-Austausch zu treten.
Zufchr. unter 218 an Lubendorf - Buchbldg. Egen, Lindenbachtstr. 14

München

Freier

Deutscher

30 Jahre, wünscht Gebanten-Austausch mit jng., ideal. Mädchen.
Zufchr. unter T. 5. 721 an den Verlag.

München

Ingenieur

31 Jahre

D. O. L., wünscht Gebanten-Austausch briefl. od. persönl. mit menschenfreundl. einladem Mädchen.
Zufchr. unter R. 5. 716 an den Verlag.

Pharmazeut

sucht Gebanten-Austausch mit natürl. Mädchen, nicht über 25 Jahre alt.
Zufchr. unter R. 5. 713 an den Verlag.

Land-

arbeiter

25 J., sucht Gebanten-Aust. m. Landmädchen. Zufchr. unter T. 5. 724 a. d. Verl.

Oliven-Öl

garantiert natürlich
Polstarke 5 kg (über 5 Liter) RM. 12.40
Span. Orig.-Sorten
echte Preisung 5 kg (inkl. Öl) RM. 14.35
Wird frei Haus best. ohne Befenlefen.

Wohnname
Gebad. Bremen-W.
Vollhof 353.

Geliebtermann

30 J. alt, selbständ., D. O. (L.), möchte Gebanten-Austausch m. Mädchen entsprechendem Alter u. Interessen.
Zufchr. unter E. 5. 720 an den Verlag.

Deutscher

29 Jahre, aus guter Sippe, möchte Gebanten-Austausch mit gelieb. Mädchen, mögl. Nähe Mittelstädten. Beacht. unter G. 5. 710 an den Verlag.

Deutscher

28 J., wünscht Gebanten-Austausch mit intelligentem Mädchen entsprech. Alters.
Zufchr. unter M. 5. 708 an den Verlag.

34jähriger

Schlesier

(D. O. L.), der Meister werden will, sucht Gebanten-Austausch m. verständigem, natur- und musikal. Deutschen Mädchen (einst. gemäßigtem. Commerzurlaub im Gehirg).
Zufchr. unter „Beethoven“ 719 a. d. Vlg.

Nord-

deutscher

46 J., herabständig in d. Umgeb. Ständchen, erste Schenkerhoff., wünscht m. in D. O. L. lebendem freiem Deutschen Geb.-Austausch.
Zufchr. u. „Hatten“ a. Lubendorf-Buchd., München, Karloplatz 3.

Graue Haare

erhalten Jugendfarbe 4. und Mittel. Graue Haare
schreiben Auskunft postal. Fr. A. Müller, München 26
Alpenstr. 2

Kraftnahrung für Herz und Nerven

die zugleich überrasch. gesunden (nicht narkotisch.) Schlaf fördert, ist **Dr. Klebs Lezithinkrem „KLEZISOL“**
(Name gesch.) Beweise dafür sind zahlreiche Dankschreiben Beglückter, kostenlos zu beziehen durch
Dr. E. Klebs, Nahrungsmittel-Gemiker, München 15/C Schillerstr 28

Verchiedenes

grün

Schlesische Leinenwaren

neu und reifen Bettzugstoffe; 1 D e d bett 130/200 cm, und 2 Kissen 80/80 cm, gebügelt ungenüt 3 RM, 9.75

Diese Stoffe, Lauterbach, Rt. Jabelsdorfer

Ein gutes Rad macht Freude



Spez.-Rad M. 30, —
m. einl. Lampe 39, —
— Katalog gratis.

C. Buschkamp
Fahrradbau
Buckwede-Siedfeld Nr. 58



„Das Wikingerschiff“

die Monatsheft für die Deutsche Jugend.

Es gibt Freude für einanderes Deutsches Schiffesgut unter bewusster Ableitung jeglicher weltanschaulicher Fremd- und Ostfälligkeiten
Preis im Postzug 1,05 RM oder im Kreuzbandzug 1,20 RM
vierteljährlich einschließl. Bestellgeld am Porto. Einzelpreis 0,35 RM
Kommisshändler: E. H. Müller, Leipzig. — Bestellen Sie kostenlos
Probenummer.

Verlag „Das Wikingerschiff“, Lengerich in Westfalen.

Betrifft:

Ahnenstätte Berlin-Brandenburg

Das von den zuständigen Behörden genehmigte 23 Morgen große Grundstück in Blumberg bei Berlin ist am 6. April 1939 in den Besitz des Ahnenstätten-Vereins e. V. übergegangen. Die Errichtung der Ahnenstätte hat begonnen. Deutsche, die mitwirken wollen, wenden sich an Erich Lehmann, Berlin-Weißensee, Berliner Allee 11, Fernruf 560861. — Rückporto ist beizufügen.

Freie Deutsche

berücksichtigen Ihre Bedürfnisse in Lübeck und Umgegend

Lieferung nach überall hin

		Preisprock
Fahrradschule:	Peter Raabe, Lübeck, Bedesgute 48	2 85 90
Eisenwaren- geschäfte:	(Baubedarf und Werkzeuge): Otto Suddehl, Lübeck, Breitenstraße 11a	2 68 44
Fahrräder:	Nur im Fachgeschäft Max Zahn, Lübeck, Markt 5	2 57 07
Wiederholer:	Hermann Ribnow, Lübeck, Schwanenwall 53/55	2 74 13
Öle und Fettsäuren:	G. H. Pfeiffer, Malente, Ringstr. 17	4 48
Schulbücher:	H. Bock, Herrnhut (Freitag und Sonnabend in der Markthalle Lübeck, Stand 16)	
Geschäfte:	Wolter, Lübeck-Badelsdorf, Ahnenstättenstr. 63	
Waren:	Echt. Lübecker Marzipan, Tee, Weine: Welfen, Quik, Lübeck, Wühlensände 1a	2 36 40
Maßnahmen durch Verkehrswirtschaftsamt, Lübeck, Poststraße 42		2 05 33

Grau!

Spezial-Maaröl besetzt
Graue Haare od. Geld zu-
rück. Näh. bei Ch. Schwarz
Darmstadt 1 & 41 Herweghstr

Betten Matratzen

Echt Goh. Reinigung
von Bettfedern täglich.
Sommer 1, nur Winter-
zeit 2 bis 6, 30.
Ruf: 24 33 64.

Runzeln

Falten u. schlaffe Haut
Naturl. Rückbildung.
Näheres kostenlos
Ch. Schwarz, Darm-
stadt, Y 88, Herweghstr.



7.58^h kostet
dieses hübsche,
entzückende
HEYD-KLEID
Nr. 4142, aus
Edel-Musseline.
*Katalog
kostenlos!*

VERSANDHAUS



HASSLOCH-PT. 330



Schon für
RM 31.50
ein kompl. Fahr-
rad. Katalog mit
neuesten Modellen
kostenlos laufend
Nachbestellungen
**Osning-
Fahrradbau**
Buckwede-
Siedfeld Nr. 75

Nikotin

vergiftet d. Körper. Wird
Nikotinsäure ohne Ge-
fahr. Näh. bei Ch. Schwarz
Darmstadt 1 & 41 Herweghstr



Geschäftliches / Mitteilungen des Verlages

Postanschrift für Ludendorffs Verlag

Postsendungen, die für Ludendorffs Verlag bestimmt sind, erreichen diesen nur unter der Anschrift München 19, Romanstr. 7.

Lfd. Schriftenbezug 8

In diesen Tagen liefern wir das zweite Heft des Bezuges 8 Wilhelm Matthiesens: „Der zurabgeschnittene Moses“, Einzelpreis geb. -60 RM., 48 Seiten, aus. Als dritte Erscheinung im „Lfd. Schriftenbezug 8“ folgt voraussichtlich noch im Heuert das Buch Hermann Rehwaldt: „Weissagungen“. Dieses Buch wird an Einzelkäufer, also außerhalb des „Lfd. Schriftenbezuges“ wegen seines Umfangs nur in Halbleinen gebunden abgegeben. Voraussetzlicher Preis 2.85 RM.

Hinweis für alte und neue Leser

Das „Märzwunder“ von 1914 beweist, welche Bedeutung „Prophezie“ im Ränkespiel der Überstaatlichen hat. Es besteht hierüber eine umfangreiche Literatur, doch zum erstenmal werden hier zahllose „Prophezigungen“ daraufhin untersucht, welchen Geheimmächten sie dienen und welchen Zweck sie verfolgen. Die Enthüllungen der Schrift sind überraschend! - 8 Bildtafeln und 12 Textbilder steigern den Kampfwert des Buches.

In unserer Mitteilung in Folge 6 auf dieser Seite wiesen wir auf die Notwendigkeit hin, im Aufklärungsringen für Deutsche Gotterkenntnis und gegen die überstaatlichen Feinde des Deutschen Volkes immer wieder von den grundlegenden Kampfwerten des Hauses Ludendorff und der philosophischen Werke Frau Dr. Ludendorffs auszugehen. Wir empfehlen, mit dem Lesen in folgender Reihenfolge fortzufahren:

Dr. Mathilde Ludendorff:

Deutscher Gottglaube

geb. 1.50 RM., Ganzl. 2.- RM., 84 Seiten, 46.-50. Tausend, 1938

Aus der Gotterkenntnis meiner Werke

geb. 1.50 RM., Ganzl. 2.50 RM., 144 Seiten, 27.-31. Tausend, 1937.

Wahn und seine Wirkung

geb. 1.50 RM., Ganzl. 2.50 RM., 100 Seiten, 1938.

Triumph des Unsterblichkeitwillens

ungef. Volksausgabe 2.50 RM., Ganzl. 5.- RM., 416 Seiten, 36.-38. Tausend, 1939.

E. und M. Ludendorff: Die Judenmacht - ihr Wesen und Ende

Ganzl. 10.50 RM., 456 Seiten Text und 40 Bildtafeln.

Dieses mit großer Spannung erwartete Buch wird etwa Ende Juli erscheinen. Die Zahl der Vorbestellungen ist schon so groß, daß bei Erscheinen bereits ein erheblicher Teil der ersten Auflage vergriffen sein wird. Zur Erleichterung des Kaufes haben wir auch bei diesem Buche wieder die Möglichkeit des Kaufes gegen Ratenzahlung geschaffen. Näheres bei den Buchhandlungen, Ludendorff-Buchhandlungen und den Buchvertretern.

Gedenkausgabe des Werkes des Feldherrn „Tannenberg“ anlässlich der 25-Jahr-Feier des Sieges.

Wie bereits in Folge 6 mitgeteilt, bereiten wir eine Festaussgabe des Werkes „Tannenberg“ des Feldherrn in Ganzleinen auf Dickdruckpapier nebst einem farbigen Bilde des Feldherrn nach einem Gemälde von Prof. Vogel vor. Das Buch wird 3.50 RM. kosten. Bestellungen werden jetzt bereits entgegengenommen.

Walter Löhde: Der Papst amüsiert sich

Halbleinen 2.85 RM., 176 Seiten mit 16 Bildtafeln, 23.-27. Tausend, 1939.

Das Buch hat eingeschlagen! Wir mußten in kurzer Folge vier Auflagen drucken. In allen Kreisen, in Stadt und Land hat Löhdes Buch größtes Aufsehen erregt und es wird seinen Weg auch weiter machen.

General und Cardinal - Erzbischof Ludendorff über die Politik des neuen Papstes Pius XII. - (Pacelli) 1917-1937, zusammengefaßt und herausgegeben von Frau Dr. Mathilde Ludendorff. - Geb. -.75 RM., 64 Seiten, mit Bildumschlag, 28.-37. Tausend, 1939.

Auch hieron mußten in kurzer Zeit vier Auflagen hergestellt werden. Möge diese wichtige Schrift des Feldherrn noch eine Vielzahl der bisherigen Leser erreichen.

Kunstdruckbeilage. Aus drucktechnischen Gründen muß die Kunstdruckbeilage in dieser Folge ausfallen, wird aber in den kommenden Folgen wieder, wie üblich, erscheinen.

Alle unsere Verlagserscheinungen sind durch den gesamten Buchhandel und die Ludendorff-Buchhandlungen bezugsbar. Bestellungen nehmen auch die Buchvertreter unseres Verlages entgegen.

Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München 19, Postcheckkonto München 3407, Postsparkassentkonto Wien D 129 986

Besitzen Sie schon alle Bände der „Blauen Reihe“?

Die „Blaue Reihe“ ist Wegweiser und Helfer zu Deutscher Lebensgestaltung in Deutscher Gotteskenntnis für den Einzelnen und für das Volk.

Die „Blaue Reihe“ umfaßt Abhandlungen von Frau Dr. Mathilde Ludendorff, die so allgemeinverständlich geschrieben sind, daß es keine Schwierigkeiten für den Leser gibt, in den Inhalt einzudringen und ihn, wenn er sich dann auf den gleichen Boden zu stellen vermag, zur Leitlinie seiner Lebensführung zu machen. In der „Blauen Reihe“ sind bisher erschienen:

Band 1: Deutscher Gottglaube

geh. 1.50 RM., Ganzl. 2.- RM., 84 Seiten, 46.-50. Tsd., 1938

Band 2: Aus der Gotteskenntnis meiner Werke

geh. 1.50 RM., Ganzl. 2.50 RM., 27.-31. Tausend, 1937

Band 3: Sippenfeiern-Sippenleben

geh. 1.50 RM., Ganzl. 2.50 RM., 96 Seiten, 6.-10. Tsd., 1937

Band 4: Für Feierstunden

geh. 1.50 RM., Ganzl. 2.50 RM., 124 Seiten, 1937.

Band 5: Wahn und seine Wirkung

geh. 1.50 RM., Ganzl. 2.50 RM., 100 Seiten, 1938.

Band 6: Von Wahrheit und Irrtum

geh. 1.50 RM., Ganzl. 2.50 RM., 104 Seiten, 1938.

Band 7: Und du, liebe Jugend

geh. 1.50 RM., Ganzl. 2.50 RM., 104 Seiten, 1938.

Zehntausenden von Deutschen Volksgeschwistern haben die Bände der „Blauen Reihe“ schon Anregung, Bereicherung und Freude gebracht. Hiermit ist jedem auch die Möglichkeit gegeben, anderen durch Geschenke zu Sippenfesten oder Feiertagen Freude zu bereiten. Die Bände der „Blauen Reihe“ sind durch Inhalt und geschmackvolle Ausstattung bestens dafür geeignet.

Zu beziehen durch den gesamten Buchhandel und die Ludendorff-Buchhandlungen.
Bestellungen nehmen auch die Buch-Vertreter unseres Verlages entgegen.

Ludendorffs Verlag, G. m. b. H., München 19